



Leseprobe

Prosaische Passionen

Die weibliche Moderne in
101 Short Stories -
Übersetzungen aus 25
Weltsprachen

»Ein prächtiges Buch zum Versinken in 101 Kurzgeschichten von Frauen, wild und energetisch, zart, stark mit tollem Händchen ausgesucht ... Absolutes Lesevergnügen zum Eintauchen, Abtauchen, Überraschen-Lassen, Weiterlesen.« *MDR Kultur, Unter Büchern, Katrin Schumacher*

Bestellen Sie mit einem Klick für 40,00 €



Seiten: 928

Erscheinungstermin: 05. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das erste weibliche Weltpanorama der literarischen Moderne – Erzählungen und Prosastücke aus über 25 Sprachen

Frauen schreiben anders! Katherine Anne Porter schreibt anders als Eileen Chang, Alfonsina Storni schreibt anders als Marina Zwetajewa, Edith Wharton schreibt anders als Else Lasker-Schüler, Clarice Lispector schreibt anders als Carson McCullers, Marguerite Duras schreibt anders als Tania Blixen, Djuna Barnes schreibt anders als Grazia Deledda, Selma Lagerlöf schreibt anders als Silvina Ocampo, Anaïs Nin schreibt anders als Tove Ditlevsen und Sofja Tolstaja schreibt anders als Virginia Woolf.

Diese erste globale Prosasammlung weiblichen Schreibens um und nach 1900 zeigt: Die literarische Moderne war ganz wesentlich weiblich! Nicht nur in Europa, überall auf der Welt veränderte sich das künstlerische Selbstverständnis von Frauen von Grund auf. Sie eroberten sich kreative Freiräume, machten weibliches Denken und Fühlen literaturfähig, vor allem aber schufen sie große Erzählkunst und behaupteten sich so auf dem Feld der Hochliteratur, die bis dahin als exklusive Männerdomäne galt. Ab 1900 ist Weltliteratur nicht mehr bloß ein Gruppenbild mit Dame.

Sandra Kegel, renommierte Literaturkennerin und -liebhaberin, hat für diesen einzigartigen Band moderne Kurzprosa aus aller Frauen Ländern zusammengetragen – Klassikerinnen, deren Rang unbestritten ist, neben solchen, die erst noch entdeckt werden wollen. Ein längst überfälliges Panorama weiblicher Erzählkunst!

Autor

PROSAISCHE
PASSIONEN

PROSAISCHE PASSIONEN

DIE WEIBLICHE MODERNE
IN 101 SHORT STORIES

Herausgegeben
und mit einem Nachwort von
Sandra Kegel

Mit Erst- und Neuübersetzungen
aus dem Arabischen, Chinesischen,
Dänischen, Englischen, Finnischen,
Französischen, Griechischen, Hebräischen,
Italienischen, Japanischen, Katalanischen,
Koreanischen, Norwegischen, Persischen,
Polnischen, Portugiesischen, Russischen,
Tschechischen, Türkischen, Schwedischen,
Spanischen, Ukrainischen, Ungarischen,
Urdu und Walisischen

MANESSE VERLAG

Sofja Tolstaja

EINE GANZ ÜBERFLÜSSIGE BEKANNTSCHAFT

«Saschenka, dieser Nachbar ist ein ganz feiner Mensch. Ich war heute mit ihm schwimmen und habe ihm Radieschen versprochen», verkündete Pjotr Afanassjewitsch, als er zu Sascha auf den Balkon trat. In der Hand hielt er ein nasses Handtuch, und seine nassen Haare klebten schwarz an den Schläfen seines strahlenden Gesichts.

«Ich bin erfreut, dass wir uns kennengelernt haben. Und er ist Musiker, vielleicht spielt er ja einmal für dich. Du liebst doch die Musik.»

Sascha schwieg und errötete, als ob ihr Geheimnis etwas Verbotenes wäre. Sie war nicht eben froh über die Bekanntschaft ihres Mannes mit dem rätselhaften Musiker. Wozu sollte dies gut sein? Der Eindruck seiner Kunst, die ihr so viel Glück und Trost gegeben hatte, sollte nicht vom Eindruck seiner Person zerstört werden.

Gerade in diesem Moment näherte sich die Kinderfrau mit Aljoscha und tat kund: «Gnädige Frau, der Nachbar hat nach einer Kaffeemühle geschickt, sie haben keine. Soll ich ihm unsere leihen?»

«Mama, gib sie ihm, er hat mir gestern Schokolade geschenkt, er ist nett.»

Sascha lächelte. Dieser Zauberer der Musik trinkt Kaffee und isst Schokolade!

«Natürlich, geben Sie ihm jederzeit alles, wonach er fragt.»

«Bei dieser Gelegenheit werde ich gleich etwas Salat schneiden und Radieschen für ihn ernten, schicken Sie sie dem Nachbarn, erfragen Sie seinen Namen und richten Sie ihm aus, wir geben uns die Ehre und laden ihn für morgen zum Essen ein.»

«Nein! Das ist eine ganz überflüssige Bekanntschaft», sagte Sascha hastig. Sie war verstimmt und den Tränen nahe. «Ich pflege gar keine Kontakte, und nun soll ich plötzlich einen gänzlich Fremden einladen!»

«Nun, alle waren ja einmal Fremde», antwortete Pjotr Afanassje-

witsch gekränkt; er langweilte sich auf dem Land und wollte allzu gern mit dem Nachbarn nähere Bekanntschaft schließen.

Indessen besaß Pjotr Afanassjewitsch nicht die Angewohnheit, seiner Gattin zu widersprechen, und verzichtete deshalb großmütig darauf, den Mieter des gelben Hauses einzuladen, fügte aber hinzu, es sei reinweg unnötig, den Nachbarn zu fürchten, denn er sei ein vollkommen anständiger und taktvoller Mensch.

Pjotr Afanassjewitsch eilte in den Garten, um Radieschen zu ernten. Sascha wusste, dass zu dieser Stunde wohl keine Musik erklingen würde, denn dies war die Zeit, zu der der Nachbar seine Spaziergänge zu unternehmen pflegte.

Daher beschloss sie, ebenfalls spazieren zu gehen. Lange streifte sie allein durch das nahe gelegene Wäldchen und erfreute sich an den ihr noch unbekanntem Orten. Sie pflückte einen großen Strauß heller, duftender Veilchen und lief dann zu einem kleinen Wasserlauf hinunter, um die Stiele der Blumen zu befeuchten.

In der Mulde, die ein klarer Bach schnurgerade in den Waldgrund geschnitten hatte, befeuchtete sie die Blumen und trank Wasser aus der Hand. Es war kühl und angenehm, Sascha war glücklich, so ganz für sich zu sein; sie setzte sich, las die Veilchen aus und band sie zu einem Strauß. Nur der Bach mit seinem eintönigen leichten Murmeln unterbrach die Stille. Doch plötzlich waren da noch andere Geräusche, das Umblättern der Seiten eines Buches, jemandes Atem ... Und Sascha erblickte, barhäuptig auf einem Baumstumpf sitzend, den Nachbarn aus dem gelben Sommerhaus. Er hatte Sascha nicht gehört, sein Gesicht war geradezu finster. Sascha wusste nicht, was tun. Weglaufen – warum? Das war allzu peinlich. Bleiben – dann müsste man ein Gespräch beginnen, indes – sie wünschte ja diese Bekanntschaft nicht. Was also tun? Noch während sie schwankte, erhob sich der Unbekannte, verneigte sich vor Sascha und sagte: «Ihnen gefällt dieser Ort auch? Hier ist es nicht so heiß.»

«Ich bin zum ersten Mal hier, mir ist die Gegend ganz unbekannt», antwortete Sascha und fühlte, wie ein Schauer ihren Körper durchfuhr. «Ich gehe jetzt nach Hause ...»

«Wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie», sagte schlicht und ruhig der Unbekannte.

«Gern. Darf ich fragen, wie Sie heißen?»

«Iwan Iljitsch. Und Sie?»

«Alexandra Alexejewna.»

«Sie lieben die Musik? Sie kamen, um mir zu lauschen. Möchten Sie, dass ich für Sie spiele?»

«Nein ... Ja, ich danke Ihnen, irgendwann einmal ...» Saschas Herz pochte vor Aufregung. Wie nahe war nun das Glück, das ihr doch unerreichbar erschienen war ...

Sie gingen eine Anhöhe hinauf, über eine kleine, solide Brücke aus Ästen, die über den Graben führte, stiegen auf ein Hügelgrab, und es eröffnete sich ein wunderbarer Blick auf den schmalen Fluss, den Sonnenuntergang in der Ferne zur Linken, den alten Wald zur Rechten.

«Wie schön! Ich war noch nie zuvor hier. Und da, ein Boot auf dem Fluss, wie vergnüglich!», rief Sascha aus. «Wem gehört es?»

«Ich weiß nicht. Doch wenn Sie wollen, lassen Sie uns Boot fahren, ich werde rudern.»

«Danke, das freut mich ...» Unbedacht willigte Sascha ein und eilte voran zum Fluss.

Iwan Iljitsch hatte kräftige, schöne Hände, die harte Arbeit nicht gewohnt waren. Ein wenig ungeschickt machte er die Kette los, stieß das Boot ab und sprang hinein. Er reichte Sascha die Hand, und wenige Minuten später schon fuhr das Boot in Richtung der Stadt.

Der feurige Strahl der untergehenden Sonne spiegelte sich im Wasser, bevor er versank; es war still, der Abendnebel legte sich über den Fluss, am Ufer war wie durch einen Schleier die Stadt zu sehen, und sie glitten nahezu wortlos im Boot dahin.

Sascha wurde von ruhigem Wohlbehagen erfasst. Die Schlichtheit und stille Zärtlichkeit dieses Menschen besänftigten ihr Herz und lähmten ihren Widerstand augenblicklich; es tat ihr wohl, sich zu ergeben. Sascha kehrte recht spät mit Iwan Iljitsch nach Hause zurück. Pjotr Afanassjewitsch war beunruhigt und bereits losgelaufen, sie zu suchen; er war erleichtert, als er sie mit dem Nachbarn erblickte.

«Sie haben sich bekannt gemacht, wie bin ich froh! Lassen Sie uns schnell Tee trinken, uns aufwärmen, es ist ziemlich feucht.»

«Heiß ist es, wozu sich aufwärmen? Wir sind ganz wunderbar Boot gefahren», sagte Sascha.

«Boot gefahren? Ach so ist das!» Pjotr Afanassjewitsch wurde nachdenklich.

Iwan Iljitsch griff mit großem Appetit zu Brot, Butter und grünem Käse und trank bereits die dritte Tasse Tee mit viel Sahne.

«Haben Sie hier ein Klavier?», fragte er.

«Ja, sogar einen sehr guten Flügel, einen Bechstein. Ich habe selbst einmal viel gespielt. Aber Pjotr Afanassjewitsch mag die Musik absolut nicht, ja, er leidet geradezu unter dem Lärm, wie er zu sagen pflegt, sodass ich fast ganz damit aufgehört habe.»

«Kann ich einmal probieren?» Iwan Iljitsch stimmte ein Motiv an, dachte dann kurz nach, senkte den Kopf, als ob er sich an etwas zu erinnern suchte, rückte ein wenig vom Flügel ab, setzte sich auf den äußersten Rand des Stuhls und schlug einen Akkord an – Beethovens Klaviersonate op. 31¹.

«Was ist das?», fragte sich Sascha. Sie glühte über und über, als ob sie von einer warmen Wolke eingehüllt würde. «Ja, ich kenne dieses Werk. Aber wie er die Sonate spielt! Alles, alles ist wie neu. Wie schön, nein, wie wunderbar, der Teure, Teure!» Sascha verlor vor Aufregung fast den Verstand, ein verzücktes Zittern erschütterte ihren Körper. Dieses erste *Largo*, *pianissimo*, und dann das *Allegro*, so ausdrucksvoll. Wie, wo hatte Beethoven Saschas Gefühle erlauscht?

«Er hat *alles* verstanden, und der Interpret versteht Beethoven, und ich verstehe sie beide, fühle sie und liebe sie ...» Sascha blickte Iwan Iljitsch an, seine hin und her eilenden, ernsten Augen, seinen konzentrierten Gesichtsausdruck, seine schönen Hände. Unvermittelt schwand alles um sie herum.

«Bei Gott! Wohin?» Sascha war, als ob jemand sie, die Blinde, Schwache, in eine ihr unbekannte Welt entführt hätte ...

Die Sonate erklang unter den Händen des Interpreten in ungekannter Schönheit, bedeutungsvoll und ergreifend.

«Dies alles ist mir derart nah ...», fuhr es Sascha durch den Sinn. «Dereinst war alles so glücklich und gut. Doch wo war dies? Wann? Vielleicht an jenem Ort, von dem ich in dieses Leben gekommen bin,

1 Die berühmte *Sturmsonate* (Nr. 17 in d-Moll, op. 31 Nr. 2) Ludwig van Beethovens (1770–1827), angeblich inspiriert von Shakespeares Drama *Der Sturm*.

an dem alles unbestimmt, grenzenlos und außerhalb jeglicher Zeit ist? ...»

Sascha versuchte, einen Blick Iwan Iljitschs zu erhaschen; doch seine ausdrucksvollen, ernsten Augen sahen nichts und niemanden. «Wohin? Wohin?», wiederholte Sascha in Gedanken, und langsam erhob sich in der Tiefe ihrer Seele ein feierliches Gefühl der Andacht. Sie richtete ihren Blick auf die Ikone, wie sie es als Kind getan hatte, und Gedanken über Gott, über das Glück des Glaubens, über die Unendlichkeit, den Tod und die Unsterblichkeit, über all das, was jenseits von Raum und Zeit liegt, erfüllten sie; sie gedachte ihrer verstorbenen Mutter, die in jene Unendlichkeit eingetreten war, und ihre Überlegungen fanden ein trostreiches Ende: Der Schmerz über den Verlust verging, es löste sich die wüste, peinigende Verzweiflung über die Vergänglichkeit und das menschliche Leben, das so voller Leiden, Verführungen und Übel war, alles wurde klar wie der Himmel nach einem Gewitter, wenn die Strahlen der Sonne die erfrischte Natur erleuchten.

Immer ausdrucksvoller und ergreifender strömten die Klänge unter der begnadeten Hand. Sascha spürte, wie die Tränen sie erstickten; sie sprang auf und lief ins Nebenzimmer, und den Kopf auf dem Spiegeltisch in die Hände vergraben, löste sich ihr Zittern unter stillem Schluchzen.

Sascha wollte vor diesem Menschen, der die Kunst in solcher Vollkommenheit verkörperte, auf die Knie fallen. Wie eine Heidin in alten Zeiten vor dem Götzenbild, so wollte sie sich bis zum Boden vor jener Kraft verneigen, die in ihr den Sinn für das Schöne wiedererweckt und sie ins Leben zurückgerufen hatte. «Das also ist Musik?», dachte Sascha verwundert. «Warum nur habe ich dies nicht schon früher erkannt?»

Iwan Iljitsch kam zum Ende, schwieg eine Weile, sah dann auf die Uhr und sagte in gleichgültigem, gelangweiltem Ton: «Zeit, schlafen zu gehen. Leben Sie wohl.»

Und es war, als wäre er geradezu verloschen; das Feuer, das Sascha in seinem Spiel gespürt hatte, war verglüht, Energie und Kraft waren dahingegangen, der Quell dieser Kostbarkeiten war jäh versiegt. Als ob Iwan Iljitsch ganz bewusst wieder prosaisch, fassbar und langweilig geworden wäre. Sascha jedoch konnte er nicht täuschen. Sie verstand diesen Ton, verstand, dass er sagen wollte: «Berühre mich nicht, wenn

ich es nicht wünsche, blicke nicht in das Allerheiligste meiner Welt – die Kunst, die ich mehr als alles auf der Welt liebe.»

Sascha wollte ihm danken, doch sie vermochte es nicht. Sie reichte ihm die Hand, und ihre feuchten, von Tränen und Erregung glänzenden Augen sagten ihm mehr, als Worte hätten sagen können. Es schien Sascha, dass Iwan Iljitsch ihre Hand etwas länger als nötig in der seinen hielt, und nachdem er etwas unschlüssig stehen geblieben war und voller Neugier in ihre kindlichen, bezaubernden Augen geblickt hatte, trat er auf die Terrasse hinaus, ohne recht zu begreifen, ob seine neue Bekannte die begeisterte Liebhaberin der Musik nur spielte oder ob sie tatsächlich so empfindsam und verständig war.

Kate Chopin

DIE GESCHICHTE EINER STUNDE

Da man wusste, dass Mrs. Mallard unter Herzproblemen litt, verhielt man sich äußerst vorsichtig, um ihr die Nachricht vom Tod ihres Mannes so schonend wie möglich beizubringen.

Es war ihre Schwester Josephine, die es ihr in stockenden Worten mitteilte; mit verschleierte Hinweisen, die halb enthüllten und zugleich verbargen. Auch der Freund ihres Mannes, Richards, war zugegen und in ihrer Nähe. Er war es gewesen, der sich in der Zeitungsredaktion aufgehalten hatte, als die Kabelnachricht von der Eisenbahnkatastrophe dort eintraf, und der Name Brently Mallard stand zuoberst auf der Liste der «Getöteten». Er hatte sich noch die Zeit genommen, sich durch ein zweites Telegramm von der Richtigkeit der Information zu überzeugen, und sich dann beeilt, um möglicherweise weniger besorgten, weniger innigen Freunden beim Überbringen der traurigen Nachricht zuvorzukommen.

Sie nahm den Bericht nicht so auf, wie es vielen anderen Frauen erging, die etwas Vergleichbares erfahren mussten, nämlich in lähmender Unfähigkeit, dessen Bedeutung zu erfassen. Sie brach sofort in Tränen aus und warf sich ihrer Schwester in wilder Verzweiflung in die Arme. Als der erste Sturm der Trauer sich gelegt hatte, zog sie sich allein in ihr Zimmer zurück. Sie wollte von niemandem begleitet werden.

Dort, mit Blick auf das geöffnete Fenster, stand ein geräumiger, bequemer Sessel, in den sie sich sinken ließ, niedergedrückt von physischer Erschöpfung, die ihrem Körper zusetzte und bis in ihre Seele zu reichen schien.

Auf dem offenen Platz vor ihrem Haus konnte sie die Baumkronen sehen, die alle vor neuem Leben des beginnenden Frühlings bebten. Ein köstlicher Hauch von Regen lag in der Luft. Unten auf der Straße rief ein Hausierer seine Waren aus. Der Klang eines fernen Liedes, das

irgendjemand sang, drang schwach an ihr Ohr, und unzählige Spatzen zwitscherten in den Höhlen.

Inseln von blauem Himmel zeigten sich hier und da zwischen den Wolken, die sich im Westen, wohin ihr Fenster zeigte, zusammengeballt und aufgetürmt hatten.

Sie hatte ihren Kopf auf das Polster im Sessel zurückgeworfen und saß fast bewegungslos da, nur wenn ein Schluchzen in ihrer Kehle aufstieg, schüttelte es sie wie ein Kind, das sich in den Schlaf geschrien hat und in seinen Träumen immer weiter schluchzt.

Sie war jung, hatte ein schönes, ruhiges Gesicht, dessen Linien Anspannung und sogar eine gewisse Strenge verrieten. Jetzt aber war ein dumpfes Starren in ihren Augen, deren Blick ins Nirgendwo ging, weit fort zu einem dieser blauen Himmelsflecken. Es war nicht ein Blick voller Nachdenklichkeit, vielmehr zeigte er die Abwesenheit jedes intelligenten Gedankens.

Da kam etwas auf sie zu, und sie wartete darauf, voller Angst. Was war es? Sie wusste es nicht, es war zu subtil und flüchtig, um es zu benennen. Aber sie fühlte, wie es vom Himmel herabgekrochen kam und durch die Klänge, die Gerüche und die Farben, von denen die Luft erfüllt war, nach ihr griff.

Nun hob und senkte sich ihre Brust in heftiger Erregung. Langsam begann sie zu erkennen, was da auf sie zukam, um von ihr Besitz zu ergreifen, und sie bemühte sich, es kraft ihres Willens zurückzustoßen – so machtlos ihre schlanken weißen Hände gewesen sein mögen. Als sie sich diesem Gefühl ergab, entfuhr ihren leicht geöffneten Lippen ein kleines geflüstertes Wort. Sie sagte es immer und immer wieder im Rhythmus ihres Atems: «frei, frei, frei!» Das leere Starren und der schreckerfüllte Blick, die daraufhin eingesetzt hatten, wichen nun aus ihren Augen. Sie blieben wach und strahlend. Ihr Herzschlag ging schnell, und das wallende Blut wärmte und entspannte jeden Zentimeter ihres Körpers.

Unaufhörlich fragte sie sich, ob sich da nicht eine gespenstische Freude in ihr breitmachte. Eine klare, überhöhte Wahrnehmung befähigte sie, die Vermutung als belanglos wegzuwischen. Sie wusste, dass sie wieder in Tränen ausbrechen würde, wenn sie die freundlichen, zärtlichen Hände, im Tode gefaltet, sähe; das Gesicht, das immer nur voller Liebe

auf sie geblickt hatte, erstarrt, grau und tot. Doch über diesen bitteren Augenblick hinaus spürte sie eine lange Abfolge von Jahren auf sich zukommen, die ausschließlich nur ihr gehören würden. Und sie öffnete die Arme und breitete sie aus, um diese willkommen zu heißen.

Es würde niemanden geben, für den sie in den kommenden Jahren zu leben hätte; sie würde nur für sich allein leben. Es würde keinen starken Willen geben, der den ihren mit jener blinden Beharrlichkeit beugen würde, mit der Männer und Frauen glaubten ein Recht zu haben, ihren persönlichen Willen einer anderen Person aufzuzwingen. Ob mit freundlicher oder grausamer Absicht, in jedem Fall wäre ein solches Verhalten gleichermaßen falsch, das wurde ihr in diesem kurzen Moment der Erleuchtung klar.

Und doch hatte sie ihn geliebt – bisweilen. Oft aber auch nicht. Was machte das schon aus! Was konnte Liebe, dieses ungelöste Geheimnis, schon bedeuten angesichts des Besitzes von Selbstbehauptung, die sie plötzlich als den stärksten Antrieb ihres Daseins erkannte!

«Frei! Körper und Seele frei!», wiederholte sie immer wieder flüsternd.

Josephine kniete vor der verschlossenen Tür mit den Lippen am Schlüsselloch und flehte um Einlass. «Louise, öffne die Tür! Ich bitte dich, öffne die Tür – du quälst dich doch nur. Was tust du dort, Louise? Um Himmels willen, öffne die Tür.»

«Geh weg. Ich quäle mich nicht.» Nein, sie trank durch das geöffnete Fenster vom wahren Elixier des Lebens.

Ihre Fantasie spielte verrückt bei der Vorstellung der vor ihr liegenden Tage. Frühlingstage, Sommertage und alle anderen Arten von Tagen, die nur ihr gehören würden. Sie stieß ein kurzes Gebet aus, dass sie ein langes Leben haben möge. Erst gestern hatte sie mit einem Schaudern gedacht, dass sie ein langes Leben haben könnte.

Sie erhob sich und öffnete die Tür auf das beharrliche Drängen ihrer Schwester hin. In ihren Augen lag ein fiebriges Triumphieren, und unbewusst präsentierte sie sich wie eine Siegesgöttin. Sie fasste ihre Schwester um die Taille, und gemeinsam stiegen sie die Treppe hinab. Am Fuße der Stufen wurden sie von Richards erwartet.

Jemand öffnete die Eingangstür mit einem Haustürschlüssel. Es war Brently Mallard, der eintrat, ein wenig staubig von der Zugfahrt, aber

gelassen mit Reisetasche und Schirm in der Hand. Er hatte sich weit entfernt vom Unfallgeschehen befunden und wusste nicht einmal, dass sich ein solches ereignet hatte. Er blieb erstaunt stehen, als er Josephines durchdringenden Schrei vernahm und auch Richards' schnelle Wendung bemerkte, weil der ihn vor dem Blick seiner Frau abschirmen wollte.

Als die Ärzte eintrafen, stellten sie fest, dass sie an Herzversagen gestorben war – an der Freude, die tötet.

Emilia Pardo Bazán

DIE FEMINISTIN

Die Bekanntschaft mit jenem Ehepaar machte ich im Badekurort Aguasacras: Der Mann, ein widerwärtiger, lästiger Griesgram, schleppte ein unheilbares Leiden mit sich herum, das ihn zwei Jahre später ins Grab bringen sollte; die Frau, hübsch von Angesicht, pflegte ihn mit heiterer, ergebener Miene und ging beflissen auf seine Launen ein, die wie bei allen Kranken eigentlich eine Rache an den Gesunden sind.

Bei aller Kränklichkeit hatte er doch Kraft genug, mit mürrischer Gereiztheit und unnachgiebigem Missmut über Gott und die Welt her-zuziehen und mit verbissener Sturheit seine Theorien zu entwickeln. Seine Denkweise war teils inquisitorisch, teils jakobinisch, eine gar nicht so seltene Mischung, wie man vielleicht vermuten könnte: Die Gegensätze haben sich hier nicht nur berührt, sie sind zu einer un-auflöselichen Verbindung verschmolzen. Geistige Beweglichkeit und Feingefühl, die liebenswürdige Gelassenheit erzeugen, sind bei uns stets seltene Kleinode gewesen, und unser ohrenbetäubendes Geschrei, wenn wir in Cafés, an Stammtischen, bei Zusammenkünften auf Plätzen oder in Schenken miteinander reden, wäre genug Beweis, wenn andere An-zeichen es nicht zur Genüge bekunden würden.

Der Kranke, den ich hier meine, ließ nichts und niemanden ungescho-ren. Es gab kaum jemanden, den er nicht mit größter Härte aburteilte. Die Zeiten waren verhängnisvoll und der Sittenzerfall erschreckend. In den Familien herrschte die Anarchie, denn das Autoritätsgefüge war zerfallen, die Frau wusste nicht mehr, was es heißt, Gattin zu sein, der Mann übte seine Befugnisse als Gatte und Vater nicht mehr aus. Die modernen Ideen wirkten zersetzend, und die Aristokratie trug das Ihrige zum Ärgernis bei. Solang nicht etliche Löcher in den Socken gestopft würden, war keine Rettung in Sicht. Die Verweichlichung der Männer erklärte das schamlose Geschnatter der Weiber, die sich nicht

mehr daran erinnern wollten, dass sie geboren waren, um Pflichten zu erfüllen, Kinder zu säugen und die kochende Suppe abzuschäumen. Da ich merkte, dass der Mann sich in meiner Gegenwart noch mehr in seine Strafpredigten hineinsteigerte, machte ich es mir zur Gewohnheit, ihm recht zu geben, damit er sich nicht zu sehr ereifere.

Ich weiß nicht, was meine Aufmerksamkeit mehr fesselte, der endlose kampflustige Redeschwall des Ehemanns oder das stille geheimnisvolle Lächeln seiner Gemahlin. Ich habe bereits gesagt, dass sie hübsch, klein und schlank war und pechschwarze Augen hatte; ihr zierlicher Körper verriet jene Zähigkeit, die langes Leben verspricht und die Greisinnen in Gesundheit vertrocknen lässt wie zuckersüße Weinbeeren. Gewöhnlich schnitten ihre Anwesenheit, einer ihrer Blicke die Schmähereden und Strafpredigten ihres Gatten jäh ab, sie brauchte nicht einmal zu beschwichtigen: «Erhitze dich nicht, Nicolás, du weißt, was der Arzt gesagt hat.»

Meist stand der Kranke auf, bevor es so weit kam, und humpelte am Arm seiner Ehehälfte weg, zog sich zurück oder ging zu einem kleinen Spaziergang unter den saftgrünen Platanen.

Ich hatte das Ehepaar vollständig vergessen (wie man liebenswürdige oder unsympathische Gäste eines Badekurorts, die während zweier Wochen wie im Film an einem vorüberziehen, eben vergisst), als ich auf einer hinteren Zeitungsseite die Anzeige las: «Seine Exzellenz, Don Nicolás Abréu y Lallana, Vorsteher der Verwaltung ... Seine untröstliche Witwe, Ihre Exzellenz Doña Clotilde Pedregales ...» Zufällig begegnete ich zwei Tage später auf der Straße dem leitenden Arzt von Aguasacras, dem klugen und feinsinnigen Beobachter, der aus beruflichen Gründen nach Madrid gekommen war, und wir gedachten neben andern Verstorbenen auch des verdrießlichen Herrn mit dem versauerten Geschwätz.

«Ach, Señor Abréu? Der mit den Hosen!», lächelte der Arzt.

«Der mit den Hosen?», fragte ich verwundert.

«Aber kennen Sie denn die Geschichte nicht? Das erstaunt mich, denn in Badeorten gibt es keine Geheimnisse, und diese Begebenheit war nicht nur allgemein bekannt, sondern wurde auch genüsslich breitgeschlagen ... Na so was! Allerdings reisten Sie einige Tage vor dem Ehepaar Abréu ab, und das Gelächter der Leute fing erst am Schluss so

richtig an, als alle wussten ... Sie fragen sich, wie man Dinge erfährt, die sich hinter verschlossenen Türen abspielen? Das ist in der Tat verwunderlich: Man könnte glauben, es gebe Kobolde ... Die Zimmermädchen mussten wohl ausgespäht haben, was im Badehotel vorfiel, denn sie sind keine schlechten Spioninnen, oder die Nachbarn Wand an Wand, oder ... Kurz und gut, Hexenwerk im wirklichen Leben.

Die Vorgeschichte scheint bekannt gewesen zu sein, denn Abréu, der in seiner Jugend ein Nichtsnutz gewesen sein soll, prahlte gleich nach seiner Vermählung überall damit herum, ja gab sie sogar als besonders gelungene Tat aus und fand, dass es eigentlich alle Männer ihm gleichtun sollten, um die Herrschaftsrechte des Familienoberhaupts unmissverständlich zu zementieren. Und siehe da: Die beiden Vorfälle ergänzen sich. Abréu hatte nämlich, wie alle, die mit vierzig Jahren zu strengen Moralisten werden, eine vergnügte und bewegte Jugend hinter sich. Kleinere Unpässlichkeiten und Beschwerden riefen ihn zur Ordnung, und da kam ihm das Heiraten in den Sinn, so wie man auf die Idee kommt, in eine gesündere Wohnung umzuziehen. Er fand das hübsche, wohlherzogene Mädchen Clotilde, und da es keinerlei gesellschaftlichen Rang hatte, willigten seine Eltern gern ein, denn Abréu verfügte über ausgezeichnete Beziehungen und kam immer zu erstklassigen Ämtern. Sie heirateten, doch als Clotilde am Morgen nach der Hochzeit erwachte, erschrak sie über die Änderung ihres Schicksals, denn ihr Angetrauter befahl ihr mit gebieterischer Stimme, aber mit einem Lächeln: ‹Meine liebste Clotilde, steh auf!›

Sie gehorchte, und sogleich befahl der Ehemann noch gebieterischer: ‹Und jetzt ... zieh meine Hosen an!›

Sprachlos entschied sich die junge Frau, nun ihrerseits zu lächeln, in der Meinung, es handle sich um einen Flitterwochenscherz ... einen groben und unangebrachten zwar ... aber wer weiß, vielleicht war es ein Brauch bei Hochzeitspaaren ...?

‹Hast du gehört?›, wiederholte er. ‹Zieh dir sofort meine Hosen an, meine Liebste!›

Verwirrt und beschämt, dem Weinen schon näher als dem Lächeln, gehorchte Clotilde. Gehorchen ist Gesetz!

‹Setz dich dorthin!›, gebot der Ehemann nun feierlich und gewichtig und zeigte auf einen Ohrensessel. Kaum hatte das behoste Mädchen

sich hineinfallen lassen, sprach der Gatte: «Ich wollte, dass du die Hosen in diesem bedeutsamen Augenblick anziehst, damit du weißt, liebe Clotilde, dass du sie nie mehr in deinem ganzen Leben tragen wirst. Denn es ist an mir, sie zu tragen, mithilfe Gottes, zu jeder Stunde und an jedem Tag, solange unsere Verbindung besteht, und das sind hoffentlich viele Jahre in heiligem Frieden, Amen. Nun weißt du Bescheid. Du darfst sie wieder ausziehen.»

Was meinte Clotilde zu dieser Mahnung? Sie ließ nie etwas darüber verlauten, hüllte sich in das vollkommen undurchdringliche Schweigen, worin so viele zerbrochene Ideale eingewickelt sind, bescheiden ehrenhafte weibliche Jugendideale, welche Liebe fordern und nicht Knechtschaft ... Sie lebte still und ergeben, und wenn man den Leitspruch «Hüte den Herd, und spinn eifrig Wolle» der römischen Matrone nicht auf sie anwenden konnte, so, weil heute die Textilindustrie mit dem Spinnrocken und der Stopfkugel aufgeräumt hat.

Aber Abréu hatte trotz seiner ehelichen Gesundheitsmaßnahmen das Blei in den Flügeln. Die Reste und Überreste seines früheren ausschweifenden Lebens waren ihm als chronische Beschwerden geblieben, und als er sich in Aguasacras zum ersten Mal an mich wandte, sah ich, dass ihm nicht zu helfen war, dass es nur darum ging, zu lindern, was nicht zu heilen war, außer in einem Jungbrunnen ... Und wo der sprudelt, wissen wir nicht!

Seine Frau pflegte ihn mit wahrer Selbstlosigkeit. Sie umsorgte ihn, wir wissen es, sie opferte sich auf für ihn, und anstatt sich zu vergnügen, schließlich war sie noch jung, kümmerte sie sich um seine Tränklein und Pillen. Aber jeden Morgen hörte der Gatte beim Aufstehen vom weichen Ruhelager ihr honigsüßes Flötenstimmchen mit dem – wenn auch wie Vogelgesang klingenden unnachsichtigen – Befehl: «Zieh dir meine Unterröcke an, lieber Nicolás, zieh dir sofort meine Unterröcke an!»

Unwillkürlich verfinsterte sich die Miene des Kranken; unhörbare Flüche drängten sich auf seine Lippen ... der Befehl wiederholte sich, stets mit Vogelstimme, der Mann senkte den Kopf und schnürte sich linkisch die Bänder der spitzenbesetzten Unterröcke um den Leib. Dann fügte die zärtliche Gattin in ebenso musikalischen wie lieblichen Flötentönen hinzu: «Damit du dir stets bewusst bist, dass du sie schon trägst, seit ich deine liebe kleine Krankenschwester bin. Verstehst du?»

Noch blieb Abréu eine Weile in weiblicher Unterwäsche dasitzen – mit Flüchen zwischen den Zähnen –, ob aus Wut oder weil das Rheuma ihn zwickte, weiß man nicht. Unterdessen ging Clotilde im Zimmer umher und richtete alles Nötige für die umständlichen und schmerzhaften Kuren, die wirksamen Einreibungen und die vorsorglichen Wickel.»

Adela Zamudio

DIE ERSTE EISENBAHN

«Hört, hört, da kommt das Große Pferd», sagte plötzlich der Älteste des Haufens, ein unter den Mühlen auf den gewundenen Andenpfaden gealtertes Maultier. Die auf der Weide verstreuten Maulesel und Maultierinnen, Pferde und Esel hörten auf zu grasen und richteten erhobenen Hauptes ihre Ohren auf das kolossale Wiehern in der Ferne aus, das ihnen das Erscheinen des Monstrums ankündigte.

«Da kommt das Große Pferd», wiederholte der Alte. «Es kommt in gestrecktem Galopp; hört sein schnelles, glühendes Hecheln, den weithallenden Lärm seiner Hufe, wie sie plötzlich abbremsen; es schnauft ein paarmal, stößt, Schaum vorm Maul, ein schrilles Wiehern aus, niest, knirscht auf dem Zügel und bleibt stehen. Habt ihr das gesehen?»

«Ich hab es aus der Ferne gesehen, immer wieder tauchte es, schnell wie der Blitz, in den Waldlichtungen auf», bestätigte ein begeistertes Fohlen. «Auf dem Kopf trägt es einen rauchenden Federbusch, was ist das?»

«Das ist sein Atem, der Atem eines Titanen. Er hat sehr, sehr viel Wasser geschluckt, und das Feuer, das er in seinen Eingeweiden trägt, macht aus dem Wasser Dampf, ein mächtiger Atem, der ihm Schwung gibt, ohne den könnte er nicht Hunderte von Passagieren und tonnenweise Fracht bewegen.»

Ein schönes Pferd von andalusischer Rasse, herausgeputzt nach alter Art mit sehr lang gewachsener Mähne und Schwanzhaar und einem runden, glänzenden Rumpf, ergriff das Wort und fuhr, im Diskant wiehernd, den alten Maulesel und seine Zuhörer an: «Bewundert nur, ihr Törichten, bewundert den Ausländer», sagte er. «Den Eindringling, der kommt, unseren Platz zu usurpieren und damit unseren Anteil am zivilisatorischen Werk des Menschen.

Lobet den Abenteurer, der da kommt, euch zur Untätigkeit und Bedeutungslosigkeit zu verdammen. Diese fatale Erfindung, dank der sich Räder drehen, macht unsere Anstrengungen in Fabriken und Werkstätten überflüssig. Ihr Blinden! Seht ihr nicht, dass er zudem Passagiere und Fracht befördert und mit seiner unerreichbaren Geschwindigkeit die Entfernungen verkürzt, also mit ebendiesen Vorzügen jedes Lasttier, jedes Gefährt ersetzt? Für uns bleibt nichts zu tun übrig. Als Nutzlose wird man uns ausstoßen, und wir werden Schutz suchend in die Wälder fliehen. Unser Ruhm in den Schlachten, unsere Meisterschaft in den Turnieren, unsere Würde als Teilhaber an den großen menschlichen Unternehmungen wird bald vergessen sein. Heruntergekommen und wild wird unsere Rasse keine anderen Spuren hinterlassen als die Zebras und Wildesel in den Steppen.»

Das alte Maultier hob die von den Jahren und der Arbeit traurig gewordenen Augen und blickte einen Augenblick streng den sprachgewandten Redner an. «So sprichst du, weil du bei allen Unwettern unter dem Dach der Futterkrippe gestanden hast; weil dich im Winter immer eine gemütliche Wolledecke gewärmt hat; weil du während der fürchterlichen Hungerjahre stets einen Futtersack voll saftigem, nahrhaftem Korn hattest, extra für dich zurückgelegt; weil die Spazierritte deines Herrn, der genauso verhätschelt ist wie du, sich auf bekömmliche Übungen beschränkten und bei Bedarf unterbrochen wurden, damit dein dicker Bauch nicht platzte ... Nie haben sich deine Glieder gebogen unter gewichtigen Lasten, nie hast du dich abgerackert mit riesigen Wägen unter dem Brand des Mittags, auf dem glühenden Sand der Landstraße.

Du kennst weder die Qualen des Durstes noch die Sehnsucht nach der letzten Müdigkeit, noch die Atemnot, die den Schlund in Blut badet beim dauerhaften Anstieg auf die Berge. Du hast nicht, verstört und zögerlich, die Ränder des Abgrunds betreten; hast nicht dort oben bei den Gipfeln die Nächte im Freien verbracht, von Schneestürmen und schrecklichen Blitzen umtost. Unten in den Schluchten hast du nicht gezittert unter der brutalen Peitsche, die unsereins mit Schlägen aus dem Morast treibt ... nach einem endlosen Arbeitstag zu Tode erschöpft und entschlossen, keinen einzigen Schritt mehr zu tun, wurden deine abgemagerten Muskeln nicht durch Steinwürfe weich gemacht, noch

deine Augen für den Fremden geschlossen, den wir, die bescheidenen Lasttiere, segnen. Wir wissen wohl, dass seine Gegenwart uns nicht um eine anständige und erträgliche Arbeit bringen wird.»

«Und ihr, edle und tapfere Gefährten des Menschen», fügte er hinzu mit Blick auf einen Trupp Militärpferde, der sich ebenfalls dort tummelte, «ihr wisst auch, dass ihr auf dem Feld der Ehre immer euren Platz an seiner Seite haben werdet.»

Und stolz standen die starken Schlachtrösser mit gestutztem Schwanzhaar und harten Hufeisen stramm und führten die Salve des Wieherns an. «Salut dem Großen Pferd. Bahn frei für den Befreier der Unterdrückten und Märtyrer. Bahn frei für den Zug.»

Olive Schreiner

IN EINER FERNEN WELT

Es gibt eine Welt auf einem fernen Stern, wo die Dinge sich nicht so verhalten wie hier.

In dieser Welt lebten ein Mann und eine Frau; sie hatten dieselbe Arbeit und gingen oft nebeneinander einher. Sie waren Freunde – und das kommt auch in unserer Welt ab und zu vor.

Doch etwas in dieser Sternenwelt war anders als hier. Es gab dort einen dichten Wald, und wo die Bäume am engsten zusammenstanden und die Stämme fast ineinanderwuchsen und die Sommersonne niemals schien, stand ein Altar. Tagsüber herrschte dort Stille, doch wer nachts, wenn die Sterne leuchteten oder der Mond auf den Baumwipfeln gleißte und darunter alles still war, ganz alleine angeschlichen kam, sich auf die steinernen Stufen kniete, seine Brust entblößte und sich eine Wunde zufügte, sodass das Blut auf die Altarstufen tropfte, der hatte einen Wunsch frei. Und all das, weil diese Welt, wie gesagt, weit entfernt ist und sich die Dinge dort oft anders verhalten als hier.

So gingen der Mann und die Frau nun zusammen einher, und die Frau meinte es gut mit dem Mann. Eines Nachts, als im Mondschein die Blätter der Bäume funkelten und das Meer glitzerte, ging die Frau alleine in den Wald. Dort war es finster; nur hier und da fiel Mondlicht auf das Laub zu ihren Füßen, und über ihr bildeten die Äste ein Dach. Je weiter sie vordrang, desto dunkler wurde es, und bald schien kein Quäntchen Licht mehr. Beim Altar angekommen, kniete sie nieder und betete. Nichts geschah. Also machte sie ihre Brust frei und ritzte sich mit einem scharfen, zweischneidigen Stein, der herumlag, die Haut. Langsam tropfte das Blut auf die Stufen, und eine Stimme rief: «Was wünschst du dir?»

«Es gibt einen Mann», antwortete die Frau, «den ich über alles liebe. Deshalb möchte ich, dass ihm ein großes Glück widerfährt.»

«Was genau meinst du?», fragte die Stimme.

«Ich weiß nicht», sagte die junge Frau, «aber er soll das bekommen, was für ihn am besten ist.»

Daraufhin sagte die Stimme: «Dein Gebet wurde erhört; er soll es haben.»

Die Frau stand auf und zog sich wieder an. Sie raffte ihr Gewand vor der Brust zusammen, und das Laub unter ihren Füßen stob auf, als sie aus dem Wald eilte. Jenseits der Bäume wehte im Mondschein ein leiser Wind, und der Sandstrand schimmerte. Sie lief am sanft abfallenden Ufer entlang, dann blieb sie plötzlich stehen. Draußen auf dem Wasser bewegte sich etwas. Die Frau legte die Hand schützend über die Augen und sah, dass es sich um ein Boot handelte; zügig trieb es über die mondbeschienenen Wellen aufs offene Meer hinaus. Darin stand aufrecht eine Gestalt. Ihr Gesicht war im Mondlicht nicht zu erkennen, aber die Frau wusste sofort, wer es war. Schnell glitt der Kahn dahin, und das scheinbar ganz ohne Rudersmann. Im Schimmer des Mondscheins war alles nur schemenhaft auszumachen, und das Boot befand sich weit vom Ufer entfernt, aber es sah fast so aus, als säße noch jemand im Heck. Immer schneller jagte es übers Wasser davon, davon. Die Frau rannte am Strand entlang und kam ihm doch nicht näher. Der Stoff, den sie eben noch vor der Brust fest zusammengehalten hatte, flatterte jetzt im Wind; sie streckte die Arme aus, und der Mond schien auf ihr langes, offenes Haar.

Da flüsterte neben ihr eine Stimme: «Was ist?»

Sie rief: «Mit meinem Blut habe ich ihm das schönste Geschenk der Welt erkauft. Nun wollte ich es ihm bringen, doch er fährt mir davon!»

«Dein Gebet wurde erhört», raunte die Stimme. «Er hat sein Geschenk bekommen.»

«Was war es?», fragte die Frau.

«Dass er dich verlasse», antwortete die Stimme.

Die Frau blieb stehen. Draußen auf dem Meer hatte das gleißende Mondlicht den Kahn verschluckt.

Leise sprach wieder die Stimme. «Seid Ihr nun glücklich?»

«Ich bin glücklich», sagte die Frau.

Zu ihren Füßen rollten die Wellen behäbig kräuselnd ans Ufer.

Gabriela Zapolska

GANZ DER VATER!

Er stand auf dem Bahnsteig in seinem grünlichen abgetragenen Paletot. Um sie und Pita an den Zug zu bringen, hatte er das Büro verlassen. Er kam ihr seltsam kümmerlich und gealtert vor. «Fahr, kurier dich und pass auf dich auf!», sagte er zu ihr, die sich aus dem Abteilfenster lehnte. Seine Stimme war matt und belegt. Er schaute sie mit seinen blassen Augen an, die von einem Netz kleiner Falten umgeben waren, aber er schien sie nicht zu sehen. «Und schreib!»

Auch sie wollte etwas sagen, irgendetwas Herzliches, doch fiel ihr auf die Schnelle nichts Passendes ein. «Falls dir das Essen im Restaurant nicht zuträglich ist ...», begann sie.

Er lächelte nur flüchtig. «Ach, nein ...», warf er lässig ein. «Bevor die Jungen nicht in Kalinówka eingetroffen sind, lasse ich die Köchin nicht gehen. Sie werden daheim essen. Im Übrigen dauert das kaum noch eine Woche.»

«Ich rede auch nicht von den Jungen, mir geht es um dich ...»

Ein wenig verblüfft schaute er sie an und lächelte sogleich verbindlich, wenn auch etwas gezwungen. Er senkte den Kopf. «Ich danke dir, mach dir keine Sorgen um mich. Ich habe einen robusten Magen ...»

Ein Junge mit illustrierten Zeitschriften kam vorbei.

«Soll ich dir irgendetwas kaufen?», fragte Żebrowski.

Genau in diesem Moment schaute Pita aus dem Abteil. Ihr zerstreuter Blick wanderte über den Perron, über den abgetragenen Mantel ihres Vaters, sein flüchtiges Lächeln. Ihre Backe war prall von englischen Bonbons, die sie unentwegt lutschte.

«Aber vielleicht möchte Pitaja eine Orange?», fragte Żebrowski.

Augenblicklich antwortete das Mädchen sehr höflich: «Danke, Papa!»

Er rief den Händler herbei und suchte zwei große, reife Orangen aus.

Er prüfte sorgfältig, befühlte die Schale mit dünnen Fingern. Schließlich bezahlte er und trug die Orangen zum Fenster, das noch immer Pitas blaßes Gesicht einrahmte. «Bitte, mein Kind ...»

Doch Pita hielt es für angebracht, sich zu zieren. «O nein ... Nein, danke ...»

Frau Tuśka mischte sich höflich ein: «Aber, mein Kind, nimm nur, wenn Papa doch so freundlich ist.»

«Mach mir die Freude», bat der Vater.

Pita nahm die Orangen, verschwand mit ihnen aber nicht im Wageninneren, sondern blieb am Fenster stehen. Vor dem Hintergrund ihres grauen Mäntelchens zogen die feuerfarbenen Früchte dank des malerisch hübschen Kontrastes das Augenmerk auf sich.

Dieser Austausch von Artigkeiten schien die ganze Familie für den Moment erschöpft zu haben. Man schwieg und hatte sich im Augenblick des Abschiednehmens nichts mehr zu sagen.

Frau Tuśka dachte, dass sie für unterwegs ein besseres Kleid hätte wählen sollen; die Damen, die in den Zug stiegen, waren modisch und elegant gekleidet. In Krakau würde sie sich für die Bahnstrecke Chabówka–Zakopane ebenfalls elegant und «fesch»¹ anziehen.

Das Schweigen zog sich in die Länge, jeder von den dreien war offenbar in seine eigene Welt versunken.

Plötzlich ein schriller Pfiff, hastiges Türenzuschlagen, jemand rannte von der anderen Zugseite herbei, rief mit heiserer Stimme.

Gleichzeitig erwachten beide Żebrowskis aus der gedanklichen Ferne, in der sie trotz körperlicher Nähe schon weilten.

«Fahren wir?»

«Ja ...»

Ketten klirrten, die Waggonen setzten sich in Bewegung. Pita, Tuśka und Żebrowski lächelten in gleicher Weise: flüchtig und höflich.

«Bleibt gesund!»

«Küss die Jungen!»

«Ja ... ja!»

Tuśka streckte die Hand aus, Żebrowski drückte sie, Pita winkte er mit dem Hut. Die gesamte Familie war bedeutend liebenswürdiger

1 Im Original dt.

als sonst. Offensichtlich wollte man ein gewisses Maß an Artigkeiten aneinander loswerden, um sich nichts schuldig zu bleiben.

Der Zug begann immer schneller zu werden, röchelte und ratterte verdrießlich.

Żebrowski verharrte auf dem Perron. Unausgesetzt weiterlächelnd, entbot er dem davonfahrenden Zug seinen Gruß. Zwei Kinderhände erwiderten ihn für einen kurzen Augenblick, dann winkte ihm der Arm der Gattin im weiten Ärmel der sandfarbenen Wollbluse, bis der Zug schließlich außer Sichtweite war.

Żebrowski hörte auf zu lächeln. Es schien, als nehme er dieses förmliche Lächeln wie eine Maske vom Gesicht, um es tief in seiner Brust zu bergen. Er machte auf der Stelle kehrt und verließ mechanischen, gedankenverlorenen Schritts den Bahnsteig.

Frau Tuška hatte indessen in dem Abteil zweiter Klasse Platz genommen.

Pita, ihr vis-à-vis, war in ihrer Art dazusitzen, elegant, steif, ungeührt, geradezu der Inbegriff von einem «entzückend wohlgezogenen Mädchen». Der Manteltasche entnahm sie ein blütenreines Taschentuch, breitete es auf den Knien aus und begann mit ihren weißen Fingerchen die Orange zu schälen.

Frau Tuška ließ den Blick auf der Tochter ruhen.

Als der Zug unvermutet auf freies Feld hinausfuhr, erschien das makellos glatte Gesicht eines blutjungen Mädchens im hellen Licht. Der kleine verkniffene Mund verschmolz geradezu mit dem elfenbeinernen Teint eines präraffaelitischen² Engels. Feine Strähnchen vorwitzigen Haares rahmten eine ovale, gewölbte Stirn. Helle Wimpern verhüllten blassblaue, rötlich gesprenkelte Augen. Das Mädchen war durch und durch kühl, verschlossen – schon eine richtige Persönlichkeit.

«Wem sie wohl ähnelt?», überlegte Tuška. «Die Augen hat sie von mir ... bei der Haarfarbe weiß man nicht genau, das Gesicht ist allzu schmal.»

2 Die in Anknüpfung an Vor- und Frührenaissancemaler schaffenden Künstler der Präraffaelitischen Bruderschaft, 1848 gegründet, bevorzugten lichtvoll-entstofflichte, gleichsam überirdische Gestalten.

Unverhofft hielt ihr das Kind auf seiner Handfläche die geschälte, in Viertelchen geteilte Orange hin, bot sie der Mutter wie eine blutrote Rose dar. «Bitte, Mama», sagte es höflich. Ein förmliches Lächeln, dieses dort in der Warecka wie eine Treibhausblume herangezüchtete Lächeln, umspielte flüchtig die schmalen und so eigenartig zusammengekniffenen Lippen des Mädchens. «Bitte, Mama.»

Mechanisch griff Tuška nach einem Viertel der Frucht, und auf ihren Lippen zeigte sich, wie in einem Spiegel, das Lächeln der Tochter: «Ich danke dir!» Gleichzeitig dachte sie: «Aber das ist doch sein Lächeln, ganz der Vater!» Sie sah sich selbst in diesem Moment nicht und ahnte daher nichts von der Präzision, mit der sich der töchterliche Gesichtsausdruck auch auf ihrem eigenen Gesicht zeigte.

Neel Doff

PROSTITUIERT

«*Meine Tochter
hat den gelben Schein.*»
Dostojewski¹

Wieder waren wir ohne Essen. Hein hatte zwei Tage lang mit seinem schweren Schmiedehammer auf den Amboss geschlagen, ohne etwas zu sich genommen zu haben; er war auf einem Stuhl zusammengesackt, blass, mit hängendem Kopf und leblos an seinem Körper herabbau-melnden Armen, und sagte immer wieder: «Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.»

Klaasje hockte mit eingezogenen Beinen gegen die Wand gelehnt auf dem Boden; die anderen Kinder, allesamt krank vor Hunger, waren übers Zimmer verteilt. Das Gesicht meiner Mutter glühte vor Fieber, und am Flackern ihrer Augen konnte man sehen, wie elend es ihr ging; Taumel erfasste mich.

Meine älteste Schwester hatte uns verlassen, und wir erwarteten Vater, der sich morgens auf die Suche nach etwas Rettendem gemacht hatte. Er kam betrunken nach Hause und verlangte nach Essen.

Ich blickte mich um und verstand, dass ein Unglück geschehen würde, falls ich nicht auf der Stelle einen Ausweg fände. Mein Entschluss stand fest. Ich zog meinen Rock tiefer, frisierte mir die Haare in die Stirn, machte mich zurecht, so gut ich konnte, wobei ich bedauerte,

1 Satz aus Fjodor M. Dostojewskis (1821–1881) Roman *Verbrechen und Strafe*, mit dem der Säufer Marmeladow bekennt, dass sich seine Tochter prostituiert (nämlich um die Familie durchzubringen). Im vorrevolutionären Russland war der «gelbe Schein» eine Legitimation für Prostituierte.

keine Schminke zu haben, wie ich es bei Prostituierten gesehen hatte, und sagte Mutter, dass ich ausginge. Sie wollte mich begleiten, um die Nahrungsmittel schneller heimbringen zu können.

In der Stadtmitte angekommen, bat ich sie, sich von mir fernzuhalten. Nicht lange, und ein Mann forderte mich auf, ihm in ein Stundenhotel zu folgen. Als ich hinterher mein Geld haben wollte, fragte er, ob ich mich etwa über ihn lustig machen wolle. «Für fünf Franc kann ich eine richtig schicke Frau kriegen, während du nur ein Bettelweib bist und auch noch dreckig. Zieh ab! Lass mich durch.»

Unten weigerte er sich, für das Zimmer zu bezahlen. Die Vermieterin drohte, die Polizei zu rufen, so ließ er sich schließlich herbei. Am Ausgang schrie die Frau mich an: «Dreckige Schlampe, wenn du's noch einmal wagst, dich hier blicken zu lassen, mach ich dich fertig!»

Auf der Straße erwartete Mutter mich. Als ich ihr berichtete, was passiert war, wurde sie ganz starr.

«Was hätte ich tun können? Was hätte ich tun können? Ich habe riskiert, von einem Fremden geschwängert zu werden und mir die verdammte Seuche zu holen; man hat mich beschimpft, und das alles für nichts und wieder nichts. Und die Kinder, mein Gott, die Kinder!»

«Wenn wir mit leeren Händen zurückkommen, werden sie sterben», sagte Mutter.

Ich weinte, das Gesicht gegen einen Baum gewendet. Aber der Gedanke an unsere Kinder, die auf uns warteten, gab mir meine Lebenskraft zurück. «Ich werde weitermachen», sagte ich; «aber du musst weitergehen, du folgst mir auf den Fersen.»

Ich hatte kein Taschentuch, und als ich meine Tränen mit den Händen abwischte, beschmutzte ich mein Gesicht.

Schon bald hörte ich ein Flüstern hinter mir: «Kleine, Kleine!»

Ich wandte mich um und sah, dass mir ein Hüne folgte.

«Kleine, komm mit.»

Ich folgte ihm.

Er brachte mich zu einem anderen Haus und gab mir einige Franc im Voraus.

Er behandelte mich überaus behutsam, schien offensichtlich besorgt zu sein, mich zu zerbrechen. Er lachte über mein schwarzes Gesicht, er lachte über meine Magerkeit und amüsierte sich darüber, dass ich eine

halbe Portion war. Und immer wieder sagte er: «Kleine, Kleine!» zu mir.

Nach einer Weile wurde an der Tür geklopft und gerufen: «He, Leute, eure Zeit ist rum, wir warten schon, wir brauchen das Zimmer.»

Im Glauben, es wäre die Polizei, warf ich mich erschrocken dem Hünen an die Brust, was ihn noch mehr amüsierte. Er schlang seine Arme um mich und flüsterte leise lachend: «Komm schon, Kleine! Komm schon, Kleine!»

Wie wohl war mir an dieser mächtigen Brust! Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich beschützt. Alle Schergen dieser Stadt hätten die Arme, die mich umschlungen hielten, nicht lösen können. Er hätte ihnen amüsiert gesagt: «So seht, es ist doch noch so 'ne Kleine!»

Zurück auf der Straße, stürmte ich auf meine Mutter zu. Wir kauften armseliges Essen und riefen bereits unten an der Treppe zu den Kindern hinauf: «Wir haben Brot! Wir haben Brot!»

Nach ein paar Tagen lief unser Haushalt so geregelt, wie er nie zuvor gelaufen war. Die Kinder aßen regelmäßig, wurden gewaschen, gingen zur Schule; meine Mutter kümmerte sich um den Haushalt; mein Vater trank nicht mehr: Er bereitete Kaffee zu und schälte Kartoffeln. Bloß ich lag auf dem alten Sofa, das mir als Bett diente, und tobte und weinte.

Die Leichtigkeit, mit der sich meine Eltern an diesen Zustand gewöhnten, nährte in mir einen Überdruß, der mit jedem Tag wuchs. Sie hatten vergessen, dass ich, die Hübscheste ihrer Brut, mich Abend um Abend für jeden, der vorüberkam, prostituierte. Zweifellos gab es für uns keine andere Möglichkeit, dem Hungertod zu entgehen, doch ich konnte es nicht ertragen, dass diese Gefälligkeit einfach so hingenommen wurde, ohne jene Empörungen und Verwünschungen, die mich Tag und Nacht umtrieben.

Ich war zu jung, um zu verstehen, dass das elende Schicksal an ihnen sein Werk vollendet hatte, während ich noch meine ganze Jugend und Lebenskraft besaß, um mich gegen das Schicksal aufzulehnen.

Selma Lagerlöf

DER ROMAN EINER FISCHERSFRAU

Am Rand des Fischerdorfs stand auf einem flachen Hügel aus weißem Meeressand eine kleine Hütte. Sie passte in ihrer Bauweise nicht zwischen die gleich hohen, ordentlichen, gewöhnlichen Häuser, die die breite grüne Fläche umgaben, wo die braunen Fischernetze zum Trocknen auslagen, sondern schien vielmehr aus der Reihe gedrängt und auf den Sandhaufen geschoben worden zu sein. Die arme Witwe, die sie errichtet hatte, war ihre eigene Baumeisterin gewesen und hatte die Wände ihrer Hütte niedriger gemacht als die aller anderen Hütten und das steile Strohdach höher als jedes andere Dach im Fischerdorf. Der Fußboden lag tief in der Erde. Die Fenster waren weder hoch noch groß, reichten jedoch vom Sims bis zum Boden hinab. Für Ofen und Gänsestall war in dem einzigen engen Raum kein Platz mehr gewesen, und man hatte deswegen kleine viereckige Vorsprünge anmauern müssen. Im Garten wuchsen nicht wie bei den anderen Hütten mit Ackerwinden umschlungene Stachelbeersträucher und halb von Kletten erstickte Holunderbüsche. Von der ganzen Vegetation des Fischerdorfs hatten es allein die Kletten mit auf den Sandhügel geschafft. Im Sommer, wenn sie frische dunkelgrüne Blätter trugen und ihre stacheligen Körbchen mit purpurnen Blüten gefüllt waren, waren sie recht hübsch anzusehen. Aber im Herbst, wenn die Stacheln hart wurden und die Samen reif, vernachlässigten sie ihr Äußeres und standen ganz hässlich und vertrocknet da, ihr zerrissenes Laub in ein kümmerliches Gewand aus staubigen Spinnweben gehüllt.

Die Hütte hatte nur zwei Besitzer gehabt, denn mehr als zwei Generationen trugen ihre Wände aus Schilf und Lehm das schwere Dach nicht. Solange sie stand, wurde sie jedoch von armen Witwen bewohnt. Die zweite Witwe betrachtete die Kletten mit großem Vergnügen, besonders im Herbst, wenn sie trocken und anhänglich wurden. Sie

erinnerten sie an die Erbauerin der Hütte. Auch die war dürr und vertrocknet gewesen und hatte die Fähigkeit besessen, sich festzuklammern und hängenzubleiben, und all ihre Kraft hatte sie auf ihr Kind verwendet, dem sie den Weg durchs Leben hatte ebnen müssen. Ihr, die jetzt einsam dort saß, war bei diesem Gedanken gleichzeitig nach Weinen und Lachen zumute. Wäre die Klettennatur der Alten nicht gewesen, wie anders wäre dann alles gekommen! Doch wer weiß schon, ob es besser gekommen wäre?

Die einsame Frau saß oft da und grübelte über das Schicksal nach, das sie an diese flache Küste von Schonen verschlagen hatte, an diesen schmalen Sund, zu diesen stillen Menschen. Denn geboren war sie in einer norwegischen Küstenstadt an einem schmalen Uferstreifen zwischen schroff abfallenden Bergen und dem offenen Meer, und obwohl sie, nachdem ihr Vater, ein Kaufmann, gestorben war und seine Familie in Armut zurückgelassen hatte, in bescheidenen Verhältnissen gelebt hatte, so war sie doch Leben und Fortschritt gewohnt. Immer und immer wieder erzählte sie sich ihre Geschichte, wie man auch ein schwer verständliches Buch mehrmals liest, um seine Bedeutung zu ergründen.

Das Merkwürdige, das ihr zugestoßen war, hatte damit begonnen, dass sie eines Abends auf dem Heimweg von der Schneiderin, bei der sie arbeitete, von zwei Matrosen überfallen und von einem dritten gerettet worden war. Dieser Dritte kämpfte für sie unter Einsatz seines Lebens und brachte sie anschließend nach Hause. Sie stellte ihn ihrer Mutter und ihren Geschwistern vor und erzählte ihnen begeistert, was er getan hatte. Es war, als hätte ihr Leben plötzlich einen neuen Wert für sie, weil jemand anderes so viel gewagt hatte, um es zu verteidigen. Ihre Familie hatte ihn sofort freundlich aufgenommen und eingeladen wiederzukommen, sobald und sooft er wollte.

Er hieß Börje Nilsson und war Matrose auf dem schonischen Einmaster «Albertina». Solange das Schiff im Hafen lag, kam er fast jeden Tag zu ihr nach Hause, und da konnten sie bald nicht mehr glauben, dass er nur ein einfacher Matrose war. Stets bestach er mit einem sauberen, akkurat umgeschlagenen Hemdkragen und trug eine blaue Seemannstracht aus feinem Stoff. Frei und offen war er mit ihnen, als sei er es gewohnt, sich in derselben Gesellschaft zu bewegen wie sie. Auch wenn

er es nie direkt aussprach, setzte sich bei ihnen die Vorstellung durch, dass er aus angesehenem Haus stammte, der einzige Sohn einer reichen Witwe, den jedoch seine unstillbare Sehnsucht nach dem Seemannsleben dazu bewogen hatte, als einfacher Matrose anzuheuern, um seiner Mutter zu beweisen, dass es ihm ernst war. Wenn er seine Prüfungen abgelegt hatte, würde sie ihm gewiss ein eigenes Schiff kaufen.

Die einsame Familie, die sich von all ihren früheren Freunden zurückgezogen hatte, hieß ihn ohne das geringste Misstrauen willkommen. Und er wiederum beschrieb leichten Herzens und ohne Zögern sein Zuhause mit dem hohen spitzen Dach, dem großen offenen Kamin im Esszimmer und den kleinen Fensterscheiben, auch die ruhigen Straßen seiner Heimatstadt und die Reihen gleich hoher, ebenmäßiger Häuser, von denen sein Haus sich mit seinen ungewöhnlichen Anbauten und Vorsprüngen angenehm abhob. Da meinten seine Zuhörer, er käme aus einem dieser alten Bürgerhäuser mit verzierten Giebeln und vorspringenden Obergeschossen, die ihnen den imposanten Anschein von Wohlstand und ehrwürdigem Alter verliehen.

Schon bald hatte sie bemerkt, dass sie ihm gefiel, und das bereitete der Mutter und den Geschwistern große Freude. Dieser reiche junge Schwede war gekommen, um sie alle aus der Armut zu befreien. Selbst wenn sie ihm nicht so zugetan gewesen wäre, hätte sie nie erwogen, seinen Antrag abzulehnen. Wäre da ein Vater oder erwachsener Bruder gewesen, hätte der sich wohl eingehend nach Herkunft und Verhältnissen des Fremden erkundigt, doch weder sie noch ihre Mutter kamen auf den Gedanken, genauere Nachforschungen anzustellen. Im Nachhinein wurde ihr klar, dass sie ihn schier zum Lügen genötigt hatten. Zu Beginn hatte er lediglich zugelassen, dass sie sich seinen Reichtum selbst ausmalten, ohne böse Absicht, doch als er dann merkte, wie froh sie darüber waren, hatte er sich aus Angst, sie zu verlieren, nicht mehr getraut, die Wahrheit zu sagen.

Bevor er wieder fuhr, waren sie verlobt, und als das Schiff wiederkam, heirateten sie. Sie war enttäuscht, dass er auch nach seiner Rückkehr noch als Matrose auftrat, aber sein Vertrag verpflichtete ihn dazu. Auch hatte er keinen Gruß von seiner Mutter dabei. Sie habe erwartet, dass er eine andere Wahl treffen würde, werde sich jedoch von Herzen freuen, sagte er, wenn sie Astrid erst zu Gesicht bekomme. – Trotz all

seiner Lügen wäre es doch ein Leichtes gewesen, ihn als armen Mann zu entlarven, hätten sie nur die Augen aufgemacht.

Der Bootsführer schlug vor, ihr seine Kabine zu überlassen, wenn sie die Überfahrt mit seinem Schiff machen wollte, und das Angebot wurde dankend angenommen. Börje wurde fast ganz von der Arbeit freigestellt und saß meist an Deck und unterhielt sich mit seiner Frau. Und da schenkte er ihr das Glück der Fantasie, von dem er selbst sein Leben lang gezehrt hatte. Je mehr er an die kleine Hütte dachte, halb im Sandhügel vergraben, desto höher errichtete er den Palast, den er ihr gerne geboten hätte. In Gedanken ließ er sie in einen Hafen einlaufen, der mit Flaggen und Blumen geschmückt war, zu Ehren von Börje Nils-sons Braut. Er ließ sie die Begrüßungsansprache des Bürgermeisters hören. Er ließ sie durch eine Ehrenpforte schreiten, während die Blicke der Männer ihr folgten und die Frauen vor Neid erblassten. Und er führte sie in das herrschaftliche Haus, wo silbergelockte Diener, sich verbeugend, am Geländer der breiten Treppe Spalier standen und der mit festlichen Speisen gedeckte Tisch sich unter dem alten Familiensilber bog.

Als sie die Wahrheit herausfand, glaubte sie zunächst, der Bootsführer hätte sich mit Börje verbündet, um sie zu täuschen, musste dann jedoch feststellen, dass das nicht stimmte. Alle auf dem Einmaster hatten sich angewöhnt, von Börje als einem großen Herrn zu reden. Es war der Witz schlechthin gewesen, ganz ernsthaft über seine Reichtümer und seine vornehme Herkunft zu sprechen. Sie dachten, Börje hätte ihr die Wahrheit gesagt und sie würde wie alle scherzen, wenn sie sein großes Haus erwähnte. Nur so war es möglich, dass sie sich noch in dem Moment, als sie im Hafen in der Nähe von Börjes Zuhause vor Anker gingen, für die Frau eines reichen Mannes hielt.

Börje bekam einen Tag Landgang, um seine Frau in ihr zukünftiges Heim einzuführen und mit ihrem neuen Leben vertraut zu machen. Als sie nun am Kai anlegten, wo die Flaggen hätten wehen und Menschen-scharen die Frischvermählten hätten bejubeln sollen, herrschte dort nur Leere und Alltagsruhe, und Börje merkte, wie seine Frau sich mit einem gewissen Unmut umsah.

«Wir sind zu früh», hatte er da gesagt. «Die Reise ist wegen des schönen Wetters ungewöhnlich schnell gegangen. Jetzt wartet auch

keine Kutsche, und wir haben einen langen Weg vor uns, denn das Haus liegt außerhalb.»

«Das macht nichts, Börje», hatte sie geantwortet. «Etwas Bewegung wird uns guttun, nachdem wir so lange an Bord gesessen haben.»

Und so begannen sie mit ihrer Wanderung, jener grauenhaften Wanderung, an die sie selbst auf ihre alten Tage nicht denken konnte, ohne vor Angst aufzustöhnen und vor Schmerz die Hände zu ringen. Sie liefen durch breite, leere Straßen, die sie nach seiner Beschreibung sofort wiedererkannte. Sie glaubte, sowohl in der dunklen Kirche als auch in den gleichförmigen Fachwerkhäusern alte Freunde auszumachen; doch wo waren die glänzenden, mit Bildern verzierten Giebel und die Marmortreppe mit dem hohen Geländer?

Da hatte Börje ihr zugnickt, als hätte er ihre Gedanken erraten. «Es ist noch ein ganzes Stück», hatte er gesagt.

Wenn er doch nur Erbarmen gehabt und ihre Hoffnung mit einem Schlag zunichte gemacht hätte! Sie hatte ihn damals so sehr geliebt. Wenn er ihr aus freien Stücken alles gestanden hätte, so wäre in ihrer Seele kein Groll gegen ihn erwacht. Doch dass er ihre Angst, betrogen zu werden, sah und sie dennoch weiter betrog, hatte sie zu tief verletzt. Das hatte sie ihm nie ganz verziehen. Sie konnte sich zwar sagen, dass er sie so lang wie möglich hatte bei sich halten wollen, damit sie ihm nicht mehr entfliehen konnte, doch sein Betrug rief eine solche Todeskälte in ihr hervor, dass keine Liebe sie mehr völlig auftauen konnte.

Sie durchquerten die Stadt und erreichten die angrenzende Ebene. Dort verliefen mehrere Reihen dunkler Gräben und hoher, grüner Erdwälle, Erinnerungen an eine Zeit, als die Stadt noch befestigt gewesen war, und an der Stelle, wo sich all das um eine Festung gruppierte, sah sie einige alte Gebäude und große runde Türme. Sie warf einen scheuen Blick in diese Richtung, doch Börje bog zu den Wällen entlang des Ufers ab.

«Das ist eine Abkürzung», sagte er, als sie sich über den schmalen Pfad zu wundern schien.

Er war jetzt ganz einsilbig geworden. Später wurde ihr klar, dass es ihm nicht so viel Freude bereitet hatte wie erwartet, seine Frau in das arme kleine Fischerdorf zu bringen. Es war ihm plötzlich nicht mehr so großartig erschienen, die Tochter eines Reicherer heimzuführen. Er

fürchtete sich davor, wie sie reagieren würde, wenn sie die Wahrheit herausfand.

«Börje», sagte sie schließlich, nachdem sie eine ganze Weile den in scharfen Kurven verlaufenden Strandwällen gefolgt waren. «Wo gehen wir hin?»

Da hob er die Hand und deutete auf das Fischerdorf, wo seine Mutter in dem Haus auf dem Sandhügel wohnte. Sie aber meinte, er zeigte auf eins der schmucken Landgüter, die am Rand der Ebene auftauchten, und wurde wieder froh.

Als sie zu den verlassen daliegenden Gemeindeweiden hinabstiegen, kehrte ihre Verzagtheit zurück. Dort, wo jedes Büschel Gras, wenn man nur hinsieht, Schönheit und Vielfalt bietet, sah sie nur ein hässliches, sumpfiges Feld. Und der dort ununterbrochen wehende Wind fuhr ihnen zischelnd entgegen und flüsterte von Unglück und Verrat.

Börjes Gang wurde immer schneller, und schließlich erreichten sie das Ende der Felder und kamen zum Fischerdorf. Sie, die es zuletzt nicht mehr gewagt hatte, Fragen zu stellen, fasste neuen Mut. Hier war wieder eine regelmäßige Häuserreihe, und die kannte sie sogar noch besser als die in der Stadt. Vielleicht, vielleicht hatte er doch nicht gelogen!

Ihre Hoffnungen waren inzwischen so abgeebbt, dass sie von Herzen glücklich gewesen wäre, hätte sie an einem dieser kleinen ordentlichen Häuschen Halt machen können, wo hinter den blanken Fensterscheiben Blumen und weiße Gardinen zu sehen waren. Sie war traurig, als sie an ihnen vorbeigehen musste.

Da erblickte sie plötzlich ganz am Rand des Fischerdorfs die jämmerlichste Hütte, und ihr war, als hätte sie sie schon vor ihrem inneren Auge gesehen, lange bevor sie tatsächlich einen Blick darauf geworfen hatte. «Ist es hier?», fragte sie und blieb direkt am Fuße des kleinen Sandhügels stehen.

Er senkte unmerklich den Kopf und hielt weiter auf die kleine Hütte zu.

«Warte!», rief sie ihm nach. «Wir müssen miteinander sprechen, bevor ich dein Haus betrete. Du hast gelogen», fuhr sie drohend fort, als er sich zu ihr umdrehte. «Du hast mich schlimmer behandelt als deinen ärgsten Feind. Warum nur hast du das getan?»

«Ich wollte dich zur Frau haben», antwortete er mit leiser, bebender Stimme.

«Ach, wenn du mich doch nur mit Maßen getäuscht hättest! Warum musstest du alles so bunt und reich ausschmücken? Was sollte das mit den Dienern und Ehrenpforten und der ganzen Pracht? Dachtest du, ich sei so erpicht auf Geld? Hast du nicht gesehen, dass ich verliebt genug in dich war, um dir überallhin zu folgen? Wie konntest du nur denken, du müsstest mich täuschen! Und dass du es übers Herz gebracht hast, deine Lügen bis zum Schluss durchzuhalten!»

«Willst du nicht reinkommen und mit meiner Mutter sprechen?», fragte er ganz hilflos.

«Ich gehe da nicht rein.»

«Wirst du dann wieder nach Hause gehen?»

«Wie kann ich denn wieder nach Hause gehen? Wie kann ich denn denen zu Hause eine solche Enttäuschung bereiten, zurückzukehren, wo sie mich doch glücklich und reich glauben? Aber bei dir werde ich auch nicht bleiben. Für den, der arbeiten kann, gibt es immer ein Auskommen.»

«Warte!», flehte er. «Ich habe das doch nur getan, um dich zu gewinnen.»

«Hättest du mir die Wahrheit gesagt, wäre ich geblieben.»

«Wäre ich ein reicher Mann und hätte mich als arm ausgegeben, wärest du auch geblieben.»

Sie zuckte mit den Schultern und wollte eben gehen, als die Hütten-tür aufsprang und Börjes Mutter heraustrat. Sie war eine kleine, ver-hutzelte Frau mit wenigen Zähnen und vielen Falten, aber nicht so alt an Jahren und Geist, wie sie aussah.

Sie hatte wohl einiges mitangehört und den Rest erraten, denn sie wusste, warum sie stritten. «Na», sagte sie. «Eine feine Schwiegertoch-ter hast du mir mitgebracht, Börje! Und wie ich höre, bist du wieder nicht ehrlich gewesen.» Auf Astrid aber kam sie freundlich zu und tät-schelte ihr die Wange. «Komm mit mir hinein, du Ärmste! Ich kann mir vorstellen, wie müde und erschöpft du bist. Das ist meine Hütte. Er darf nicht mit hinein. Aber du, komm! Du bist jetzt meine Tochter, da kann ich dich doch nicht zu Fremden gehen lassen.»

Sie tätschelte ihre Schwiegertochter, redete auf sie ein und schob sie

ganz unmerklich auf die Tür zu. Schritt für Schritt lockte sie sie weiter und bekam sie schließlich in ihre Hütte. Börje aber schloss sie wirklich aus. Drinnen setzte sich die Alte mit ihr hin und fragte sie, wer sie sei und wie sich alles zugetragen habe. Und sie weinte über ihr Schicksal und brachte sie dazu, auch darüber zu weinen. Gegen ihren Sohn war die Alte furchtbar streng. Sie, Astrid, habe recht, bei so einem könne sie nicht bleiben. Es stimme, er sei schon immer ein Lügner gewesen, ja, gewiss, so sei es.

Sie erzählte ihr, wie es für sie mit dem Sohn gewesen war. Er sei schon als kleines Kind so schön an Gesicht und Gestalt gewesen, dass sie es kaum habe glauben können, dass er der Sohn eines armen Mannes sein sollte. Wie ein kleiner verirrter Prinz habe er ausgesehen. Und nachher habe es immer den Anschein gehabt, als sei er nicht dort, wo er hingehörte. Er habe alles so groß gesehen, habe sich nie angemessen einschätzen können. Seine Mutter habe deshalb schon viele Tränen vergossen. Aber nie zuvor habe er mit seinen Lügen etwas Böses getan. Hier, wo man ihn kenne, lache man nur über ihn. Doch nun sei er wohl so schrecklich in Versuchung geraten ... Wundere sie, Astrid, sich nicht auch darüber, wie dieser Fischerjunge sie hatte täuschen können? Er habe schon immer so viel von feinen Dingen verstanden, als wäre es ihm angeboren. Er sei wohl am falschen Ort zur Welt gekommen. Dafür spreche doch auch, dass er nie erwogen hatte, sich eine Frau seines eigenen Standes auszusuchen.

Die Alte redete und redete. Astrid schwieg und dachte nach.

«Schau», sagte die Alte etwa, «ich werde ihm seinen Hochmut und seine Prahlerei nicht mehr austreiben, aber einer Klügeren gelingt es vielleicht. Und er ist tüchtig und gut, mein Junge, sodass es die Mühe wert wäre. Aber du kannst ruhig morgen gehen. Ja, geh nur.»

«Wo schläft er denn heute Nacht?», fragte Astrid plötzlich.

«Ich denke, er legt sich wohl draußen in den Sand. Weit wird er sich kaum wegtrauen.»

«Er sollte lieber reinkommen», sagte Astrid.

«Mein liebes Kind, du kannst ihn doch jetzt unmöglich sehen wollen! Er kommt da draußen schon zurecht, wenn ich ihm nur eine Decke bringe.»

Tatsächlich ließ sie ihn die Nacht über im Sand schlafen und schickte

ihn am nächsten Tag frühmorgens in die Stadt, hielt es für das Beste, wenn Astrid ihm nicht begegnete. Und mit ihr sprach und sprach sie und behielt sie bei sich, nicht mit Zwang, sondern mit Klugheit, nicht mit Schmeicheleien, sondern mit echter Güte.

Als sie es endlich geschafft hatte, die Frau ihres Sohnes zum Bleiben zu bewegen, die jungen Leute miteinander zu versöhnen und Astrid beizubringen, dass es ihre Lebensaufgabe war, Börje Nilssons Ehefrau zu sein und ihn so glücklich zu machen, wie sie konnte – und das hatte sie nicht nur einen Abend, sondern viele Tage Arbeit gekostet –, da hatte sich sie Alte zum Sterben hingelegt.

«In diesem Leben mit seiner treuen Fürsorge für den Sohn hat ein Sinn gelegen», dachte Börje Nilssons Frau.

In ihrem eigenen Leben sah sie indes keinen Sinn. Ihr Mann war nach wenigen Ehejahren ertrunken, ihr einziges Kind früh gestorben. Eine grundlegende Veränderung hatte sie in ihrem Mann nicht bewirkt. Ernst und Ehrlichkeit hatte sie ihn nicht lehren können. Vielmehr veränderte sie sich selbst, nachdem sie nach und nach eine von den Fischersleuten geworden war. Von den Ihren wollte sie niemanden sehen, denn sie schämte sich, dass sie nun in jeder Hinsicht einer Fischersfrau glich. Wenn all das doch nur zu etwas gut gewesen wäre! Wenn sie, die davon lebte, die Netze der Fischer zu flicken, doch nur wüsste, warum sie so am Leben hing! Wenn sie doch nur jemanden glücklich oder besser gemacht hätte!

Niemals fiel ihr ein, dass sie, die ihr Leben als verfehlt ansah, weil sie niemandem je etwas Gutes getan hatte, womöglich gerade durch diesen Gedanken der Demut ihre eigene Seele gerettet hatte.

George Egerton

EIN LEERER RAHMEN

Das einfache, hübsche Rähmchen sah aus wie eines, das man überall auf Basaren kaufen kann. Es war aus geriffeltem Holz, weiß lackiert, mit einem inneren Rahmen aus blassblauem Plüsch. Einzig bemerkenswert daran: Es war leer. Und trotzdem stand es mitten auf dem Kaminsims im Schlafzimmer.

Das Zimmer war nicht luxuriös eingerichtet, die Möbel passten nicht zusammen; ein typisches Pensionsschlafzimmer.

Jeder, der sich die kindliche Angewohnheit bewahrt hatte, leblose Dinge mit menschlichen Eigenschaften auszustatten, konnte sich einbilden, dass die flackernden Flammen des Feuers Freude daran fanden, in dieser schäbigen Umgebung die glänzenden Dinge hervorzuheben. Denn sie tanzten über die silbernen Rücken der Bürsten und die geschliffenen Parfüm-Flakons auf der Frisierkommode; sie spielten auf den glänzenden Perlen an den Spitzen kleiner, koketter Schuhe und den Metallverschlüssen einer Reisetasche in der Ecke und vermittelten so eine zwanglose Atmosphäre der Behaglichkeit, wie sie die Aura gewisser eleganter Frauen einem gewöhnlichen Zimmer verleiht.

Eine Frau betritt das Zimmer, eine Frau mit wunderbar leichten, schnellen Bewegungen. Sie scheint sich fortzubewegen, ohne dass man sähe, wie; keine Bewegung von Ellbogen oder Knie verrät es. Ihre Finger gleiten flink über die Knöpfe ihres Kleides; im Nu hat sie sich von ihrer Umhüllung befreit. Kleidungsstück um Kleidungsstück fällt von ihr ab, bis sie fast nichts mehr am Körper trägt. Sie zieht ihr Nachthemd und einen weiten, wollenen Morgenmantel an. Mit einer Bewegung, die unendliche Befreiung von einem Zwang ausdrückt, schlüpft sie mit ihren nackten Füßen in pelzgefütterte Pantoffeln. Was sie auch tut, verrichtet sie so flink, dass man nur das Ergebnis, nicht aber die Ausführung ihrer Handlungen wahrnimmt.

Sie sinkt in einen Sessel vor dem Kamin, verschränkt die Hände hinterm Kopf und starrt in die leuchtende Glut. Der Schein des Feuers, der ihr Gesicht von unten erhellt, berührt es grausam. Unbarmherzig wie eine Rivalin sucht und betont er die Spuren, die vergangene Erschütterungen auf ihrem Antlitz hinterlassen haben, vertieft die Mulden der zarten, nachdenklichen Schläfen und die beiden tiefen Linien zwischen ihren klugen, unregelmäßigen Augenbrauen. Ihr Gesicht ist eher interessant als schön. Neun Männer würden daran vorübergehen, aber der zehnte würde seine unsterbliche Seele für sie geben. Das Kinn ist kräftig, die Linie des Kiefers entschlossen, und unterhalb der Kinns Spitze wölbt sich eine kleine füllige Rundung. Ihre Augen verraten wenig. Sie sind wach und forschend und ergründen eher die Gedanken anderer, als dass sie die eigenen enthüllten. Das ganze Gesicht drückt ungewöhnliche Kraft und Selbstsicherheit aus. Im Widerspruch dazu steht der Mund. Die leidenschaftliche Linie der Oberlippe mit ihren beweglichen Winkeln und die zarte, kleine Unterlippe, die ängstlich darunter Schutz sucht, wirken im Gegensatz zu der Kraft des Gesichts wie ermutigende Versprechungen.

Ein starkes Gefühl lässt ihr Gesicht erblassen, ein leichtes Zittern läuft durch ihre Gestalt. Ihr innerer Kampf wirkt wie eine starke Entwicklerflüssigkeit auf einer hochempfindlichen Fotoplatte; Zorn, Verachtung, Mitleid und Geringschätzung jagen einander wie Schatten auf ihrem Gesicht. Ihr Blick ruht auf dem leeren Rahmen, und diese weiße Leere wird für sie lebendig. In Gedanken füllen ihre Augen ihn mit dem Bild, das einmal darin steckte. Ein edler Männerkopf, einer der edelsten, die Mähne aus der hohen Stirn zurückgeworfen, mit der stolzen Haltung und dem Stempel des großen, selbstsicheren Genies, das sich offenbart, ohne dass man genau weiß, wie, während um den Mund und die starke Kehle die gefährliche Andeutung eines ungezähmten, naturhaften Mannes lauert. Sie fühlt das bezwingende Lächeln seiner Augen, das sie immer schwach wie ein Kind und zahm wie einen hungrigen Vogel werden ließ. Mit einer mitleiderregenden kleinen Geste streckt sie ihre Hände aus, und dann, während sie sich erinnert, lässt sie sie sinken und ballt sie zu Fäusten, bis die Knöchel weiß hervortreten. Sie schließt die Augen, und eine Träne nach der anderen rinnt unter ihren Augenlidern hervor, rollt ihre Wangen hinab und tropft in ihren Schoß.

Sie weint still, ohne Schluchzen, und sie sieht die Worte vor sich, die ihr Schicksal bestimmt haben, so als hielte sie den Brief noch immer in der Hand.

«Du liebst mich. Ich weiß es, Du meine andere Hälfte. Du willst, dass ich Dein Leben vervollkomme, wie ich es mir von Dir wünsche, Du liebe, süße Frau. Du zierliches, schwaches Ding mit Deinem starken Willen und Deinem großen, großartigen Herzen. Du Hexe, mit einer Seele aus reinem, weißen Feuer. Ich küsse Deine Hände (noch nie habe ich solche gesehen), schmale Kinderhände, die einen kühl und sanft berühren wie eine Schneeflocke. Du Liebe, komm zu mir, ich will Dich, jetzt und immer. Sei bei mir, arbeite mit mir, teile mit mir, lebe mit mir, Du, die Du mir als Mensch ebenbürtig bist, aber über mir stehst als meine Königin aller Frauen. Ich liebe Dich, ich verehere Dich, aber Du kennst meine Ansichten. Ich kann und will mich nicht durch irgendein gesetzliches oder religiöses Band an Dich binden. Frei und ungefesselt muss ich dem folgen, was ich für mich als richtig erachte. Wenn Du voller Vertrauen zu mir kommst, kann und werde ich mich Dir geben im besten Glauben, Dein sein, so viel Du willst, auf ewig! Ich werde vor Dir niederknien. Nicht weil ich Furcht vor Dir hätte oder überhaupt je den Drang verspürte niederzuknien; nur vor Dir und vor Dir allein drängt es mich dazu. Komm! – Ich will vor Dir im Staub liegen und schwören, dass ich für immer Dir gehöre!»

– und sie hatte «Nein!» geantwortet und in der Einsamkeit ihrer Seele aus der Schar ihrer Bewunderer den Mann geheiratet, der sie, so schien es, am meisten brauchte ...

Die Tür öffnet sich, und er kommt herein. Er schaut sie fragend an, fast zögernd berührt er ihr Haar und steht dann da, die Hände in den Taschen, und nagt an seinem Schnurrbart. «Bist du böse, kleine Frau?»

«Nein» (sehr ruhig), «warum sollte ich?»

Wieder schließt sie die Augen, und nach fünf Minuten des Schweigens beginnt er sehr langsam, sich auszukleiden, wobei er sie ratlos betrachtet. Als er fertig ist, steht er mit dem Rücken zum Feuer, eine linkische Gestalt im Schlafanzug. «Möchtest du ihren Brief lesen?»

Sie schüttelt den Kopf.

«Ich denke, ich hätte ihre Briefe schon früher zurückschicken sollen, weißt du. Sie wusste nicht, dass ich geheiratet hatte.»

«Ja», wirft sie ein, «es wäre besser gewesen, gleich am Anfang reinen Tisch zu machen. Aber warum jetzt noch darüber Worte verlieren?»

Er schaut sie eine Weile an, geht dann ins Bett und beobachtet sie über die Seiten der Zeitschrift *The Field*¹ hinweg. Es ist ungewöhnlich still. Nur die Uhr in der Tasche seiner Weste, die über dem Stuhl hängt, scheint den ganzen Raum mit ihrem nervösen Ticken zu erfüllen.

Er schleudert die Zeitung zu Boden. Sie schaut auf, erhebt sich, dreht das Gaslicht ab, sinkt wieder in ihre alte Haltung zurück und starrt ins Feuer. Er steht auf, geht zu ihr hinüber und kniet sich neben sie. «Es tut mir wirklich leid, dass du verstimmt bist, altes Mädchen. Ich hab's gemerkt, als ich dir so geantwortet habe, aber ich fühlte mich eben ein bisschen getroffen, verstehst du? Sie hat so einen schrecklich netten Brief geschrieben, weißt du, und wünschte» – «dir alles erdenkliche Glück» (in schnippischem Ton) «und hofft, dass ihr euch in einer besseren Welt wiedertreff?»

Er richtet sich auf und starrt sie in sprachlosem Erstaunen an. Woher konnte sie das wissen? Sie lächelt mit einer Spur boshafter Befriedigung, als sie die Wirkung ihres Zufallstreffers erkennt.

«Ist es nicht wirklich schade, dass ihr beide noch so lange warten müsst?»

Er meint, einen Lichtblick zu sehen, und stolpert wacker vorwärts. «Ich hätte ihr die Sachen nicht zurückgeschickt, wenn ich geahnt hätte, dass dich das stört. Du bist eifersüchtig! Lieber Gott, auf den Gedanken bin ich gar nicht gekommen.»

«Eifersüchtig?» (Wie ein weiß glühender Blitz fährt sie aus dem Sessel hoch.) «Ich, eifersüchtig auf sie?» (Jedes Wort ist betont.) «Auf sie könnte ich nie eifersüchtig sein. Nur die Dummen sind bescheiden. Das Mädchen ist ja nicht wert, mir die Schuhe zuzuschnüren!»

Das ist zu viel; er spürt, er muss protestieren. «Du kennst sie nicht», sagt er matt. «Sie ist ein schrecklich nettes Mädchen.»

¹ Brit. Magazin über *country affairs* und Feldsport, gegründet als *Country Gentleman's Newspaper*.

«Nettes Mädchen! Das bezweifle ich nicht, und sie wird auch eine schrecklich nette Frau werden, und in jeder Lebenslage wird sie sich wie ein schrecklich netter Mensch benehmen. Eifersüchtig. Glaubst du, ich hätte geweint, weil ich eifersüchtig war? Du lieber Himmel, nein! Ich habe geweint, weil ich mir selbst leidtat, weil ich mir unendlich leidtat. Sie ...» (mit feiner, spitzer Geringschätzung) «... hätte besser zu dir gepasst als ich. Eifersüchtig. Nein, nur traurig. Traurig, weil jedes nette, durchschnittliche Mädchen wie sie, das seine Kleider aus Modezeitschriften wie *Lady's Pictorial*² kopiert, von dem berühmten Theaterzaren Mr. Irving³ schwärmt, Melkschemel anpinselt, Brandmalereien ausprobiert oder jede andere modische Spielerei mitmacht, genauso gut für dich gewesen wäre. Und aus mir wäre vielleicht» (mit einem Stocken in der Stimme) «mit einem großen Mann eine große Frau geworden. – Nun halten die, die mich kennen und verstehen» (bitter), «mich für eine große Enttäuschung.»

Müde endet sie; das Feuer erlischt in ihren Augen und in ihrer Stimme. Halbblaut, wie zu sich selbst, fügt sie hinzu: «Ich habe das erst begriffen, als ich sah, wie du den Brief aufnahmst. Ich habe dein Gesicht beobachtet, während du ihn gelesen hast. Und die Tatsache, dass du sie mit mir auf eine Stufe stellen konntest, dass sie dir genauso lieb gewesen wäre wie ich, wenn kein Fehler passiert wäre, ließ mich erkennen – verstehst du? –, dass ich besser zu einem anderen gepasst hätte!»

Restlos verwirrt schaut er sie an, und sie lächelt, als sie seinen Ausdruck sieht. Sanft berührt sie seine Wange und lehnt ihren Kopf an seinen Arm. «Schon gut, mein Junge, zerbrich dir nicht den Kopf über mich. Ich habe eben eine etwas komplizierte Natur. Selbst wenn du es versuchtest, könntest du mich nicht verstehen. Also versuch es besser gar nicht erst.»

Während sie spricht, ist sie mit ihrem nackten, warmen Fuß aus dem Pantoffel geschlüpft und reibt damit seine kalten Füße. «Du bist ja ganz kalt! Geh lieber wieder ins Bett. Ich komme auch sofort.»

2 Laut Untertitel: *A Fashion and Society Paper for the Home*.

3 Sir Henry Irving (1838–1905), bedeutender brit. Theatermann und Shakespeare-Darsteller.

Während er sich umdreht und gehorcht, bleibt sie einen Augenblick lang still stehen, nimmt dann den Rahmen, kniet sich hin und legt ihn sanft in das hohle, rote Herz des Feuers. Es knackt und knistert, kleine Feuerzungen flammen auf, und bei ihrem Schein geht sie zu Bett.

Als das Feuer heruntergebrannt ist und er mit seinem Lockenkopf an ihrer Brust schläft wie ein Kind, schläft auch sie ein und träumt, sie säße auf einem glühenden Ball, der ins Universum hinausrollt. Ihr Kopf ist eingezwängt in einen riesigen Rahmen. Oben stößt er an den Rand und rechts und links an die Seiten. Und der Rahmen wird immer größer und größer und ihr Kopf mit ihm, bis es ihr vorkommt, als säße sie im Innern ihres eigenen Kopfes, in dem gähnende Leere herrscht.

Charlotte Perkins Gilman

WENN ICH EIN MANN WÄRE

Mollie war der «charakteristische Typus». Sie war die schönste Verkörperung dessen, was man ehrfürchtig eine «echte Frau» nennt. Klein, denn selbstverständlich kann keine echte Frau groß sein wollen. Hübsch, denn selbstverständlich kann eine echte Frau auf keinen Fall unansehnlich sein. Launisch, kapriziös, bezaubernd sprunghaft in schicke Kleidung vernarrt, die ihr immer «gut stand», wie die Phrase der Eingeweihten lautet. (Das hat nichts mit der Kleidung zu tun – die steht niemandem von sich aus gut –, sondern mit der besonderen Anmut, sie anzuziehen und sich darin zu bewegen, die offenbar nicht allen gegeben ist.) Sie war auch eine liebevolle Ehefrau und hingebungsvolle Mutter samt der «Begabung zur Geselligkeit» und der damit verbundenen Vorliebe für die «feine Gesellschaft», und bei alledem war sie mit ihrem Zuhause glücklich und stolz darauf und kümmerte sich so gut darum wie die meisten Frauen.

Wenn es je eine echte Frau gab, so war es Mollie Mathewson, und dennoch wünschte sie sich von ganzem Herzen, sie wäre ein Mann.

Und unversehens war sie einer!

Sie war Gerald, ging aufrecht und breitschultrig dahin, wie immer in Eile, um den Morgenzug zu erwischen, und, wie wir gestehen müssen, nicht in allerbesten Laune ...

Ein Mann! Wirklich ein Mann mit gerade genug unterschwellig verbliebener Erinnerung, dass sie sich an den Unterschied zu vorher erinnern konnte.

Zuerst war da das merkwürdige Empfinden von Körpergröße und Gewicht und dickerer Haut, Füße und Hände fühlten sich ungewohnt groß an, und ihre langen, geraden, losen Beine schritten in einer Gangart dahin, die ihr vorkam, als lief sie auf Stelzen.

Das ging schnell vorbei, doch stattdessen stellte sich ein neues und

köstliches Gefühl ein, das den ganzen Tag über zunahm, wo sie sich auch aufhielt, das Gefühl, die richtige Größe zu haben.

Alles passte auf einmal. Ihr Rücken gemütlich an der Rücklehne des Sitzes, ihre Füße bequem auf dem Boden. Ihre Füße? ... Seine Füße! Sie studierte sie sorgfältig. Nie zuvor, seit den ersten Schultagen, hatte sie solche Freiheit und Bequemlichkeit empfunden, was Füße betraf – fest und solide, wenn sie ging; schnell, federnd, sicher – so wie morgens, als sie, von einem unerkennbaren Impuls geleitet, hinter dem Zug hergelaufen war, ihn eingeholt hatte und aufgesprungen war.

Ein anderer Impuls ließ sie in einer zweckmäßigen Hosentasche nach Kleingeld fischen – sofort und unwillkürlich, was ein Fünfcentsstück für den Schaffner und einen Penny für den Zeitungsjungen zutage förderte.

Diese Taschen waren eine Offenbarung. Natürlich hatte sie gewusst, dass sie existierten, hatte sie gezählt, sich über sie lustig gemacht, sie gestopft und hatte sogar Neid empfunden; aber sie hätte sich nie träumen lassen, wie es sich anfühlte, Taschen zu besitzen.

Hinter ihrer Zeitung ließ sie ihr Bewusstsein, dieses merkwürdig gemischte Bewusstsein, von Tasche zu Tasche wandern, in der verbrieften Gewissheit, all diese Dinge zur Hand zu haben, sofort erreichbar, für alle Notfälle griffbereit. Das Zigarrenetui flößte ihr ein warmes Wohlfühlgefühl ein, denn es war gefüllt; der Füllfederhalter solide an seinem Platz, es sei denn, sie machte einen Kopfstand; die Schlüssel, Bleistifte, Schriftstücke, Unterlagen, Notizbuch, Scheckheft, Brieftasche – und plötzlich spürte sie mit einem tief empfundenen Gefühl von Macht und Stolz, was sie nie zuvor in ihrem Leben gespürt hatte – was es hieß, Geld zu besitzen, selbst verdientes Geld – das sie nach eigenem Gutdünken ausgeben oder behalten konnte, um das sie nicht betteln musste, das sie nicht erschmeicheln oder jemandem abschwatzen musste ...

Als er seinen Zug bestiegen und seinen Sitzplatz im Raucherabteil eingenommen hatte, erwartete ihn eine neue Überraschung. Ringsum saßen die anderen Männer, Pendler wie er, darunter viele seiner Freunde.

Für sie wären sie «Mary Wades Ehemann», «Belle Grants Verlobter», «der reiche Mr. Shopworth» oder «der nette Mr. Beale» gewesen. Und sie hätten alle den Hut vor ihr gelüpfert, sich verbeugt und höflich mit ihr unterhalten, wenn sie nahe genug saßen – vor allem Mr. Beale.

Nun stellte sich das Gefühl unangestregter Vertrautheit ein, das Gefühl, Männer als solche zu kennen. Das Ausmaß dieses Wissens war überraschend – der ganze Hintergrund des Geredes seit Knabenjahren, der Klatsch beim Barbier und im Club, die Gespräche morgens und abends im Zug, das Wissen um politische Einstellungen, um geschäftliche Beziehungen und Aussichten, um Charaktereigenschaften – all das in einem Licht, in dem sie es nie zuvor gesehen hatte.

Sie kamen einer nach dem anderen und unterhielten sich mit Gerald. Er schien recht beliebt zu sein. Und während sie sprachen, gelangte mit diesem neuen Gedächtnis und diesem neuen Begreifen, das den Geist all dieser Männer zu erfassen schien, ein neues und verstörendes Wissen in das unterschwellige Bewusstsein – das Wissen, was Männer wirklich von Frauen halten.

Es waren achtbare, durchschnittliche Amerikaner, die meisten von ihnen verheiratet und glücklich nach allgemeinen Glücksbegriffen. Im Kopf von jedem Einzelnen und bei allen zusammen existierte offenbar ein Untergeschoss, das nichts mit den übrigen Gedanken zu tun hatte, ein abgesonderter Ort, der ihre Gedanken und Gefühle Frauen gegenüber enthielt.

Im Obergeschoss wohnten die zärtlichsten Empfindungen, die hehrsten Ideale, die süßesten Erinnerungen, alle lieblichen Gefühle in Verbindung mit dem «Zuhause» und der «Mutter», alle zartfühlenden verehrenden Adjektive, in einer Art Heiligtum, in dem eine verschleierte Statue, blindlings angehimmelt, sich den Platz mit geliebten, aber alltäglichen Erfahrungen teilt.

Im Untergeschoss – und hier erwachte das verborgene Bewusstsein zu heftiger Betrübnis – horteten sie ein ganz anderes Sortiment an Ideen. Dort gab es sogar im ehrbaren Geist ihres Ehemannes die Erinnerung an Geschichten, die bei Herrenabenden erzählt wurden, schlimmere Geschichten, die auf der Straße oder im Zug mit angehört wurden, an hässliche Gepflogenheiten, ordinäre Sprüche, vulgäre Erfahrungen – von denen man wusste, auch wenn man sie nicht teilte.

Und all das in der Abteilung «Frauen», während in den restlichen Geistesregionen ... das war in der Tat neues Wissen.

Die Welt erschloss sich ihr. Nicht die Welt, in der sie aufgewachsen war, in der das Wort «Zuhause» fast die ganze Landkarte ausgefüllt

hatte, während der Rest «Fremdland» oder «unerforschtes Terrain» gewesen war, sondern die wirkliche Welt, eine Männerwelt, die Männer geschaffen hatten, in der sie lebten, eine Welt, wie sie sie sahen.

Es machte einen schwindelig. Die Häuser, die so schnell am Zugfenster vorbeizusausen schienen, in Fachbegriffen aus dem Bauherrenjargon zu sehen und mit einem gewissen Verständnis von Materialien und Arbeitsmethoden; an einem Dorf vorbeizukommen mit dem bedrückenden Wissen, «wem es gehörte», und dass derjenige, der dort den Ton angab, politisch auf dem Weg nach oben war, oder dass das Straßenpflaster in schlechtem Zustand war, Läden nicht als Vitrinen für Objekte der Begehrlichkeit zu betrachten, sondern als geschäftliche Unternehmungen – sinkende Schiffe die einen, erfolversprechend die anderen –, diese neue Welt war verwirrend.

Sie – als Gerald – hatte die Rechnung schon vergessen, über die sie – als Mollie – zu Hause noch immer weinte. Gerald unterhielt sich mit dem einen über Geschäfte, mit dem anderen über Politik und empfand angesichts der vertraulich geäußerten Sorgen eines Nachbarn Mitgefühl.

Mollie hatte zuvor immer Mitgefühl für dessen Ehefrau empfunden.

Sie begann sich heftig gegen dieses dominierende Bewusstsein zu wehren. Mit plötzlicher Klarheit fielen ihr Dinge ein, die sie gelesen, Vorträge, die sie gehört hatte, und sie ärgerte sich immer mehr über die Selbstverständlichkeit, mit der Männer die Welt vom männlichen Standpunkt aus sahen.

Mr. Miles, der kleine aufgeregte Mann, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite wohnte, hatte jetzt das Wort ergriffen. Er hatte eine beleibte, selbstgefällige Frau; Mollie hatte sie nie besonders leiden können, ihn aber immer nett gefunden – er war so aufmerksam mit seinen kleinen Höflichkeiten.

Und hier sagte er solche Dinge zu Gerald!

«Musste noch hier rein», sagte er, «und ich musste meinen Sitzplatz einer dummen Gans überlassen, die meinte, er stehe ihr zu. Wenn sie sich was in den Kopf setzen, hat man keine Chance – oder?»

«Keine Bange!», sagte der dicke Mann neben ihm. «Sie haben nicht viel Grips, wissen Sie – und wenn sie sich etwas einbilden, ändern sie ihre Meinung bald wieder.»

«Die eigentliche Gefahr», begann Reverend Alfred Smythe, der neue episkopalisches Geistliche, ein dünner, nervöser, großer Mann mit einem Gesicht, das Jahrhunderte hinter der Zeit zurück war, «ist die, dass sie die Grenzen ihres gottgegebenen Wirkungsbereichs überschreiten.»

«Ihre natürlichen Beschränkungen halten sie hoffentlich davon ab», sagte der heitere Dr. Jones. «An der Physiologie lässt sich nicht rütteln, das können Sie mir glauben.»

«Ich habe jedenfalls noch nie Beschränkungen erlebt, wenn sie irgendwas haben wollen», sagte Mr. Miles. «Hauptsache, einen reichen Ehemann und ein schönes Haus und Hüte und Kleider ohne Ende und das neueste Automobil und ein paar Diamanten und so weiter. Hält einen ganz schön auf Trab.»

Auf der anderen Seite des Gangs saß ein müder, graugesichtiger Mann. Er hatte eine sehr nette Frau, die immer elegant gekleidet war, und drei ledige Töchter, ebenfalls elegant – Mollie kannte sie. Sie wusste auch, dass er sehr schwer arbeitete, und blickte jetzt etwas besorgt zu ihm hinüber.

Aber sie lächelte ermutigend.

«Kann Ihnen nicht schaden, Miles», sagte er. «Wozu soll ein Mann sonst arbeiten? Eine gute Frau ist fast das Beste, was es auf der Welt gibt.»

«Und eine schlechte ist das Übelste, so viel steht fest», erwiderte Miles.

«Sie ist ein ziemlich schwaches Geschöpf, jedenfalls aus fachmännischer Sicht», äußerte Dr. Jones würdevoll, und Reverend Alfred Smythe fügte hinzu: «Sie hat das Böse in die Welt gebracht.»

Gerald Mathewson richtete sich auf seinem Sitz auf. Etwas regte sich in ihm, das er nicht benennen, aber auch nicht abweisen konnte. «Kommt mir vor, als würden wir uns alle wie Noah anhören», sagte er trocken, «oder wie die alten Schriften der Hindus. Frauen haben ihre Beschränkungen, aber wir auch, weiß Gott. Haben wir nicht Mädchen in der Schule und am College gekannt, die genauso clever waren wie wir?»

«Sie können nicht beim Sport mithalten», erwiderte der Geistliche hochnäsiger.

Gerald bedachte seine hagere Gestalt mit einem wissenden Blick. «Ich war selbst nie besonders gut im Football», räumte er bescheiden

ein, «aber ich habe Frauen erlebt, die in puncto Ausdauer jedem Mann überlegen waren. Im Übrigen ist das Leben kein Athletikwettbewerb.»

Das war traurig, aber wahr. Alle blickten den Gang entlang, wo ein schwerfälliger, schlecht gekleideter Mann ganz allein saß. Früher hatte sein Name in allen Zeitungen gestanden, in Schlagzeilen und unter Fotos. Und jetzt verdiente er weniger als jeder Einzelne von ihnen ...

«Ja, wir verargen ihnen, dass sie uns das Geld aus der Tasche ziehen, aber wären wir bereit, unsere Frauen arbeiten zu lassen? Das sind wir keineswegs. Es verletzt unseren Stolz, jawohl. Wir werfen ihnen dauernd vor, auf Geldheiraten aus zu sein, aber was sagen wir von einem Mädchen, das einen Habenichtes heiratet? Dass sie dumm genug ist, sich für nichts und wieder nichts wegzuerwerfen, jawohl.

Was unsere Stammutter Eva betrifft, so war ich nicht dabei und kann zu der Sache nichts beitragen, aber etwas will ich sagen. Wenn sie das Böse in die Welt gebracht hat, dann haben wir Männer seit ewigen Zeiten den Löwenanteil an seinem Fortbestehen – oder etwa nicht?»

Sie kamen in der Stadt an, und den ganzen Tag über war Gerald sich in seiner Arbeit vage neuer Ansichten und eigenartiger Gefühle bewusst, und die überwältigte Mollie lernte und lernte dazu.

Tekahionwake

EINE HEIDIN IN ST. PAUL'S CATHEDRAL

Impressionen der Irokesendichterin in der Londoner Kathedrale

Es ist ein weiter Weg von einem Wigwam nach Westminster, von einem Präriepfad zur Tower Bridge, und London ist ein exotischer Ort für den Indianer¹, dessen Augen, selbst wenn sie sie über Strand schweifen lassen, immer noch zahllose Waldbäume sehen, und dessen Füße immer noch die sich eng anschmiegenden Mokassins spüren, selbst unter den Dutzenden von klickenden Absätzen, die die Durchgangsstraßen des Siedlungsplatzes der Bleichgesichter entlangeilen.

Dies ist also der Ort, an dem der Große Weiße Vater, Beherrscher vieler Länder, Behausungen und Stämme, wohnt und im Hohlraum seiner Hände den Frieden zwischen den einst miteinander verfeindeten Roten und Weißen bewahrt. Sie nennen ihn den König von England, aber für uns, das mächtige Irokesenvolk des Nordens, wird er immer der «Große Weiße Vater» bleiben. Dereinst kam er zu uns in die fernen Gebiete Kanadas und steckte mit eigener Hand Orden und Medaillen an die Wildledermäntel unserer ältesten Häuptlinge, nur weil sie und ihre Väter ihre Tomahawks im Kampf für England geschwungen hatten.

So bin ich, als eine loyale Verbündete, gekommen, um seinen Lagerplatz zu sehen, der unter Weißen als London bekannt ist, seine Ratsversammlung, vom weißen Mann als Parlament bezeichnet, wo seine Sachems² und Häuptlinge die Gesetze seiner Stämme beschließen, und seinen Wigwam, von den Bleichgesichtern Buckingham Palace genannt, aber vom roten Mann das «Tipi des Großen Weißen Vaters». Und das ist, was ich sehe – was die Indianerin sieht:

1 Im Original: «*Red Indian*», von den Weißen übernommene Selbstbezeichnung der Native Americans.

2 Von Narragansett *sâchim*: «Stammesanzführer».

Himmelwärts streben riesige steinerne Aufbauten, nicht von jener Art Stein, aus der meine Ahnen ihre geschnitzten Pfeifen und Maisstößel gefertigt haben, sondern ein graueres, schmutzigeres Gestein, ohne den Glanz, den wir ihm mit unseren in Störfett getauchten Fingern und durch tagelanges Polieren mit feinem Sand und Wildleder verleihen.

Ich stehe vor dem großen palastartigen Wigwam, dem riesigen Versammlungshaus am Fluss. Mit meinen sehenden Augen mag ich sie fixieren, doch die Augen meines Herzens blicken über all das Staunen hinaus zurück in das Land, das ich hinter mir gelassen habe. Ich stelle mir die Tipis im fernen Saskatchewan vor; auch dort streben Zeltstangen himmelwärts, und der Rauch, der sie von den schwelenden Feuern durchzieht, kräuselt sich sanft in der Sommerbrise. Gegen den verschwimmenden Horizont zeichnen sich die Umrisse anderer Lager ab, andere Gruppen roter Männer, die mit ihren Wildrinderherden das Flussland aufsuchen. Ich höre ihre Hufe, ungezähmt, die Präriepfade hinaufdonnern.

Aber die Klänge der Prärie verwehen, und meine Ohren fangen andere Stimmen ein, die sich über das unaufhörliche Pochen um mich herum erheben – Stimmen, klar, hoch und rufend, schweben über der Stadt wie Musik von tausend Zugvögeln, die die ganze Nacht hindurch mit ihren Flügeln schlagen, die heulen und jammervoll murmeln, während sie gen Norden ziehen. Es sind die Stimmen der Anrufung des heiligen Paulus, mich anrufend – St. Paul's, wo das Bleichgesicht den Großen Geist anbetet und durch dessen Pforten er die glückseligen Jagdgründe zu erreichen hofft.

Der Große Geist.

Als ich durch seinen Eingang trat, war mir, als sei es die immerwährende Siedlungsstätte des Großen Geistes vom weißen Mann.

Musik nistete allüberall. Sie dröhnte mir in den Ohren wie die fernen Kadenzen der Sault-Ste.-Marie-Stromschnellen, die aufsteigen und emporspringen und hochbranden – wie ein Sturm, der den Tannenwald durchtost –, wie das ferne Anschwellen eines indianischen Schlachtgesangs; sie wogte diese mächtigen Torbögen hinauf, bis die graue Kuppel über mir verschwand und an ihrer Stelle die Sterne aufzogen, die herableuchteten – nicht auf diese bleichgesichtigen knienden Anbeter, sondern auf eine Gruppe von tapferen, kraftstrotzenden, kupferfar-

benen Verehrern, auf mein eigenes Volk in meinem eigenen Land, die sich ebenfalls versammelt hatten, um dem Manitu aller Nationen die Ehre zu erweisen.

Die tiefkehlige Orgel und die Stimmen des Jungen waren verklungen; stattdessen vernahm ich die melancholischen Beschwörungen unserer heidnischen Gläubigen. Die edle Erhabenheit unserer großartigen Opferriten schien sich um mich herum niederzulassen und mich in sein Kleid der Feierlichkeit und urtümlichen Pracht einzuhüllen.

Der Schlag der Trommel.

Die Atmosphäre pulsierte im Takt der indianischen Trommel, dem unheimlichen, durchdringenden Laut der Schildkrötenrassel, die den Füßen der Tänzer den Rhythmus vorgab. Tanz? Es ist kein Tanz, diese wunderbar langsame, schlangengleiche Darstellung mit dem geschmeidigen Schleichen, dem Schleichen von in Mokassins gehüllten Füßen, und dem leisen Geklingel der Elchzahnarmbänder, die bei jedem Schritt den Rhythmus angeben. Es ist kein Tanz, sondern eine Beschwörung des Bewegtseins. Warum dürfen wir nicht mit der anmutigen Bewegung unserer Füße huldigen? Das Bleichgesicht huldigt, indem es seine Lippen und Zunge bewegt; es ist nur ein minimaler Unterschied.

Die Altarlichter von St. Paul's erstrahlten nicht mehr für mich. An ihrer Stelle loderten die Lagerfeuer des Onondaga-«Langhauses»³, und der harzige Duft der brennenden Kiefer legte sich über die übel riechende Londoner Luft. Ich sah den großen, kupferhütigen Feuerhüter des Irokesenrats eintreten, der Lichtkreis hob sich bebend vom Schwarz der umgebenden Wälder ab. Ich habe ihre weißen Bischöfe gesehen, aber keinen so majestätisch, so erhaben wie ihn. Seine Gewandung aus fransenbesetztem Wildleder und Hermelin war nicht grotesker als das Ornat, das die hochrangigen weißen Heilsverkünder trugen; er hatte kein Buch oder ein leuchtend goldenes Sinnbild bei sich, stattdessen hing um seine prächtigen Schultern ein schneeweißer lebloser Hund.

In die rote Flamme senkten sich gemächlich die starken Hände, Dutzende von ehrfürchtigen eingehüllten Gestalten standen stumm, überwältigt, da es das höchste, heiligste Fest des Jahres ist. Dann erhob

3 Onondaga war der «mittlere Stamm», auch «Vermittler», der Irokesen, die sich selber *Haudenosaunee*, «Menschen des langen Hauses», nannten.

sich der wilde, außergewöhnliche Gesang – das große heidnische Ritual wurde vom Feuerhüter angestimmt, in übernatürlichem, monotonem Singsang sprach er diese Formel:

«Der Große Geist wünscht kein Menschenopfer, aber wir, Seine Kinder, müssen ihm darbringen, was unserem Herzen und unserem Leben am nächsten liegt. Nur das Makellose und Untadelige kann in Seine Gegenwart eintreten, nur das, was durch das Feuer gereinigt wird. So wie dieser weiße Hund – ein Mitglied unseres Haushalts, ein Mitbewohner unseres Wigwams –, und mit dem Rauch, der von den reinigenden Feuern aufsteigt, werden auch die Danksagungen all derer aufsteigen, die wünschen, dass der Große Geist in Seinen glückseligen Jagdgründen für immer Seine Friedenspfeife rauchen wird, denn Frieden herrsche zwischen ihm und Seinen Kindern für alle Zeiten.»

Die klagende Stimme verklingt. Wieder das dumpfe Pulsieren der indianischen Trommel, der katzenleich geschmeidige Schritt gedämpfter Füße. Ich erhebe meinen Kopf, gebeugt über dem Stuhl vor mir. Es ist immerhin St. Paul's – und die klaren Knabenstimmen erheben sich über den prächtigen Widerhall des Orgelklangs.

Gabriela Preissová

LIEBESTOD

Die Mittagssonne bestrahlte die beiden Felswände des Gebirgspasses. Dem satten, stattlichen Frosch gingen von dem goldenen Licht die Augen über. Er musste sie eine Weile schließen. Doch als in seiner Nähe ein großer Vogel mit den Flügeln rauschte, öffnete der Frosch blitzschnell seine Augen und hüpfte erschrocken in ein Grasbüschel, das im nahen Felsspalt wuchs. Obwohl er ein erfahrener Frosch war, der sich im Leben auskannte, ließ er sich von einem unerwarteten Anblick überrumpeln. Der Atem stockte ihm vor Bewunderung, und sein Herz klopfte, als fielen Regentropfen auf ein Blatt nieder.

Am Rande des Ufers, von der Sonne bestrahlt, hockte eine junge, schlanke Fröschin; sie war hellgrün wie das Blatt des Maiglöckchens im Mai. Ihre lachenden Korallenäuglein sahen mit unschuldigem Vertrauen auf den neuen Bekannten. Noch nie hatte der Frosch eine so zarte Schönheit gesehen. Er wollte sie ansprechen, wollte lispeln: «Wie sind Sie hergekommen, Liebliche?» Aber seine Stimme versagte, nur das Mäulchen bebte und öffnete sich in Begeisterung und unbeschreiblicher Sehnsucht. In seiner trunkenen Bewunderung hätte er das Froschfräulein beinahe geschnappt und ganz verschluckt.

Aber die Fröschin ahnte die Gefahr und sprang rasch weiter; der verzückte Frosch ihr nach. Er fürchtete nicht, dass sie ihm entweichen könnte; schnell wollte er sie einholen und – er würde sie einholen, da gab es keinen Zweifel.

«Wahrscheinlich will die reizende Fröschin ins Wasser», dachte er, denn die Hitze war groß. Gern hätte er gewusst, wo sie am liebsten badete. Hopp – hopp – die Schöne wird ihm nicht entfliehen – das ist gewiss –, aber die goldene Flut der Sonne, die alle Felsen übergoss, blendete ihn. Auch das frische, murmelnde Wasser leuchtete in der flammenden Sonne.

Der Frosch schaute jetzt unverwandt auf die Sternchen und die feuchte Erde, aber überall flimmerten Funken, alles Grün war nun verätherisch in den Felsenrissen verschwunden. Er zitterte. Wo war die schöne Fröschin hingegangen? Da – jetzt sah er sie, wie sie geschmeidig wie eine Eidechse weiterhuschte. Sie eilte zum Wasser, um sich am Ufer unter einem Stein zu verstecken und ihm das Suchen zu erschweren.

Er musste lächeln; die törichte Kleine, ein halbes Kind noch! Er, von seinen Kameraden «Seladon»¹ genannt, war ihr weit überlegen. Das Mädelchen verließ sich auf Schlankheit und Schnelligkeit, er aber war ein vorzüglicher Springer. Er wird ihr in den Weg hüpfen und sie ganz verwirren. Sie wird schon sehen!

Hopp – hopp – er wollte zeigen, was er konnte. «Hoppsa – hopp – mein Schätzchen, ja, du sollst sehen, was ich kann! Es lebe die Liebe, es lebe die Jugend, solange das Herz im Leibe klopft ...» Jetzt – jetzt hatte er sie beinahe erreicht. Ein Sprung noch! Er wird ihr in die Augen lachen – in die entzückenden, dummen Korallenaugen.

Jetzt kam der letzte Sprung; er war ein ungeheurer, über einen hohen Berg hinweg. Ganz benommen von seiner großen Tat saß der Frosch auf einer Platte, die mit ihm weitersegelte.

Sie glitt mit ihm über das Wasser zu einem Brunnen. Das Wasser drehte sich im Kreis immer weiter rundherum, und die Wände ringsum waren seltsamerweise voll kleiner, grüner Fröschinnen.

Absonderliches Spiel! Ein Fröschlein saß neben dem andern; der Brunnen war zum Teil im Schatten, zum Teil in der Sonne gelegen. Unzählige kleine Fröschinnen wuchsen jetzt aus dem Boden, wie das Gras, das im Schatten aus der Erde sprießt.

Wo nur seine Fröschin war? Wie konnte er sie in der Menge erkennen? Es war ihm nicht möglich, eine der Schönen ruhig zu betrachten. Die Platte, auf der er saß, ging immer im Kreis herum – immer weiter rundherum. Der Fluss aber wollte mit dem Brunnen nichts zu schaffen haben; er lief immer weiter ...

Welch ein Blendwerk! – Des Frosches Augen wurden von der Anstrengung, mit der sie die Umgebung musterten, größer und größer.

1 Von frz. *céladon*: «meergrün»; nach dem Helden des Schäferromans *L'Astrée* von Honoré d'Urfé (1576–1625) Bezeichnung für einen schmachtenden Liebhaber.

Der untere Teil seines grünen Körperchens klammerte sich immer fester an die weitergleitende Platte.

Der arme Frosch versuchte, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, nur einen Augenblick Rast zu finden in dem tollen Wirbel, um die nötige Kraft zu einem neuen Sprung zusammenzuraffen, um dieser rätselhaften Platte, auf der er saß, zu entfliehen ...

Er wusste nun schon, dass ihm Gefahr drohte, eine Gefahr, von der ihm Freunde und Lehrer nie erzählt hatten, in hellen oder dunklen Nächten. Alle Dinge der Welt waren von seinen Kameraden besprochen worden, nur von dieser Gefahr hatten sie nichts gewusst ... Hier gab es kein Aufhalten, der Weg hatte kein Ende. Hier galt ein festes, furchtbares Gesetz: Immer im Kreis herum, immer im Kreis herum!

Der Frosch schloss die Augen und neigte den Kopf. Vielleicht träumte er nur wie an schwülen Tagen, da er sich nirgends vor der glühenden Sonne verstecken konnte, sein Körper wie im Fieber kochte und die halb geschlossenen Augen von einem Storchenschnabel erschreckt wurden ... Könnte er doch jetzt an etwas anderes denken als an den quälenden und mächtigen Befehl: im Kreis herum, im Kreis herum!

Die schöne, zierliche Fröschin, die quakenden Kameraden, eine gemästete Fliege auf dem Kelch einer Dotterblume, der weithin tönende Chor seiner Sippe – nichts konnte die grauenhafte Vision des Brunnens mit dem ewigen Gesetz verscheuchen: im Kreis herum, im Kreis herum!

Der Frosch schloss die Augen. Als er sie nach einer Weile wieder öffnete, sah er, dass die besonnte Uferseite verschwunden und alles in Schatten getaucht war. Langsam verschwanden auch die grünen Fröschelein mitsamt den Grasbüscheln, nur die feuchten Steinwände blieben zurück. Er eilte, von Schwindel erfasst, auf der rasenden Platte dahin. Der Schoß des mütterlichen Wassers schien doch so nah, der bekannte Bergquell, dessen Murmeln und Plätschern er hörte, hüpfte munter weiter.

Er schloss nun abermals schnell die Augen, und als er sie öffnete, rief er verzweifelt: «Helft eurem Frosch, o Freunde! Liebe und Sehnsucht nach Schönheit sind ihm zum Verhängnis geworden.»

Er rief vergebens. Das krampfhaft geöffnete Mäulchen wollte noch einen Schrei ausstoßen, aber er konnte in dem wahnsinnigen Wirbel nicht mehr Atem schöpfen ... Hoch über ihm glitzerten gut bekannte

goldene Punkte, Freunde der Froschsippe. Jetzt waren die Augen nicht mehr geblendet, sahen keine Visionen mehr. Eine barmherzige Apathie ergriff vom Frosch Besitz, und eine unsichtbare Peitsche jagte ihn immer weiter: im Kreis herum, im Kreis herum. Gab es denn keine Freude am Leben mehr, keine jauchzende, innige Liebe?

Die ganze Welt war verrückt, toll jagte die rasende Platte unter ihm weiter – im Kreise herum, im Kreise herum. Nicht einmal am Morgen machte sie halt, als die prächtige Sonne den ganzen Brunnen überflutete, und auch am Abend nicht, als die kleinen Lichtlein der Nacht und der gute Mond am Himmel erstrahlten. Der Mond, der Freund der Frösche ... Der arme Körper des Fröschleins drehte sich ergeben weiter. Er gehorchte dem Gesetz.

Edith Wharton

DAS VERDIKT

Ich hatte Jack Gisburn immer für einen Mann von eher mittelmäßiger Begabung gehalten – wenn auch für einen netten Kerl –, daher war es keine große Überraschung für mich zu hören, dass er auf der Höhe seines Ruhms das Malen aufgegeben, eine reiche Witwe geheiratet und sich in einer Villa an der Riviera niedergelassen hatte. (Allerdings war ich der Meinung, es hätte eher Rom oder Florenz sein sollen.)

«Auf der Höhe seines Ruhms» – so hatten die Damen es genannt. Ich höre noch Mrs. Gideon Thwing, sein letztes Chicagoer Modell, wie sie seine unfassbare Abdankung beklagt. «Natürlich wird es den Wert meines Bildes in die Höhe treiben, aber daran denke ich nicht, Mr. Rickham, ich denke ausschließlich an den Verlust für die Kunst.» Die Worte auf Mrs. Thwings Lippen vervielfachten die «Ks», als würden sie in einer endlosen Abfolge von Spiegeln reflektiert. Es waren aber nicht nur Damen wie Mrs. Thwings, die ihr Bedauern äußerten. Hatte mich nicht die unvergleichliche Hermia Croft auf der letzten Ausstellung in der Grafton Gallery vor Gisburns «Mondtänzern» abgefangen, um mir mit Tränen in den Augen zu sagen: «Etwas Vergleichbares werden wir nicht wieder zu sehen bekommen»?

Nun ja! Selbst durch die Prismen von Hermias Tränen fühlte ich mich in der Lage, dieser Tatsache mit Gleichmut zu begegnen. Armer Jack Gisburn! Die Damen hatten ihn nach oben gebracht, nun war es recht und billig, dass sie um ihn trauerten. Seitens seiner Geschlechtsgenossen war weniger Bedauern zu hören und in seinem eigenen Gewerbe nicht einmal ein Murmeln. Berufsbedingte Eifersucht? Vielleicht. Gleichwohl wurde die Ehre des Handwerks von dem kleinen Claude Nutley wiederhergestellt, der, natürlich mit den besten Absichten, im *Burlington Magazine* einen wunderschönen «Nachruf» auf Jack veröffentlichte – einen jener auf Wirkung zielenden Artikel, überhäuft mit

beliebigen technischen Details in Bezug auf Gisburns Malerei, wie mir berichtet wurde (ich möchte nicht sagen, von wem). Da seine Entscheidung offensichtlich unwiderruflich war, erstarb die Diskussion um ihn allmählich und, wie Mrs. Thwing es vorausgesagt hatte, ging der Preis für «Gisburns» in die Höhe.

Erst drei Jahre später, während ich ein paar Wochen müßiggängerisch an der Riviera verbrachte, überkam es mich plötzlich, darüber nachzusinnen, warum Gisburn wohl seine Malerei aufgegeben hatte. Bei genauerem Nachdenken erwies es sich wirklich als eine herausfordernde Fragestellung. Seine Frau zu beschuldigen wäre zu einfach gewesen – seinen auf Gerechtigkeit bedachten Modellen war der Trost vorenthalten worden, sagen zu können, Mrs. Gisburn habe «ihn runtergezogen». Mrs. Gisburn jedoch hatte es noch gar nicht gegeben, sondern erst etwa ein Jahr nachdem Jack seine Entscheidung gefällt hatte. Mag sein, dass er sie geheiratet hatte – denn er liebte seine Bequemlichkeit –, weil er mit seiner Malerei nicht weitermachen wollte; es wäre aber schwer zu beweisen gewesen, dass er seine Malerei aufgegeben hatte, weil er sie geheiratet hat.

Gewiss, wenn sie ihn schon nicht runtergezogen hatte, so hatte sie es gleichwohl, wie Miss Croft sich ereiferte, nicht geschafft, «ihn hochzuziehen» – sie hatte ihn nicht zurück an die Staffelei gebracht. Ihm den Pinsel wieder in die Hand zu geben, welch eine Berufung für eine Ehefrau! Doch Mrs. Gisburn scheint dies verschmäht zu haben – und es erschien mir interessant, den Grund dafür herauszufinden.

Das unbeschwerte Leben an der Riviera führt wohl wie von selbst zu solch rein akademischen Spekulationen; und als ich auf dem Weg nach Monte Carlo einen Blick auf Jacks von Balustraden umgebene Terrassen inmitten von Pinien hatte werfen können, beschloss ich, mich am nächsten Tag dorthin zu begeben.

Ich traf das Paar beim Tee unter ihren Palmen an; Mrs. Gisburns Empfang war so liebenswürdig, dass ich in den folgenden Wochen häufiger davon Gebrauch machte. Es lag nicht daran, dass meine Gastgeberin «interessant» war: In diesem Punkt hätte ich Miss Croft völlig zustimmen können. Es lag daran, dass sie gerade nicht interessant war, wenn man mir diese kühne Behauptung gestattet, darum suchte ich sie auf. Jack hingegen war sein Leben lang von interessanten Frauen

umgeben gewesen: Sie hatten seine Kunst günstig beeinflusst, sodass diese sich im Treibhaus ihrer Verehrung entwickeln konnte. Daher war es aufschlussreich zu beobachten, welche Wirkung die «abstumpfende Atmosphäre von Mittelmäßigkeit» (ich zitiere Miss Croft) auf ihn hatte.

Ich habe erwähnt, dass Mrs. Gisburn reich war; und es war sofort erkennbar, dass ihr Ehemann aus diesem Umstand eine feinsinnige, aber handfeste Befriedigung zog. Es gilt als Regel, dass diejenigen Leute, die Geld verachten, das meiste daraus machen; und Jacks elegante Art der Verachtung des hohen Kontostands seiner Frau ermöglichte es ihm, diesen, unter Wahrung des Anscheins einer vorbildlichen Erziehung, in Kunst- und Luxusgegenstände zu verwandeln. Letzteren gegenüber, das muss ich hinzufügen, blieb er relativ gleichgültig; aber er kaufte Bronzefiguren aus der Renaissance und Gemälde aus dem 18. Jahrhundert mit einer Kennerschaft, die auf beträchtliche finanzielle Mittel schließen ließ.

«Die einzige Rechtfertigung dafür, Geld zu haben, ist, Schönheit in Umlauf zu bringen», lautete einer seiner Grundsätze, die er angesichts des Sèvres-Porzellans und Tafelsilbers an einem exquisit gedeckten Mittagstisch von sich gab, als ich ein paar Tage später, von Monte Carlo kommend, erneut dort eingekehrt war; und Mrs. Gisburn, die ihm einen strahlenden Blick zuwarf, ergänzte, um mich ins Bild zu setzen: «Jack ist so krankhaft empfänglich für jede Form von Schönheit.»

Armer Jack! Es war immer schon sein Schicksal gewesen, sich von Frauen solche Dinge über sich anhören zu müssen: Dieser Tatbestand sollte zur Strafmilderung herangezogen werden. Was mich jetzt aber erstaunte, war, dass er zum ersten Mal über den Ton verärgert war. Ich hatte ihn so oft erlebt, wie er in solchen Anerkennungen schwelgte – war es jetzt die eheliche Bemerkung, die sie ihres köstlichen Geschmacks beraubte? Nein, denn seltsamerweise wurde es offensichtlich, dass er Mrs. Gisburn sehr gernhatte, so gern, dass er ihre Absurdität nicht wahrnahm. Es war seine eigene Absurdität, unter der er zusammenzuzucken schien – seine eigene Haltung als Anlass für Girlanden und Weihrauch.

«Meine Liebe, seit ich das Malen aufgegeben habe, sagen die Leute nicht mehr solche Sachen über mich – sie sagen es über Victor Grindle»,

lautete sein einziger Einspruch, wobei er sich vom Tisch erhob und auf die sonnige Terrasse hinaustrat.

Ich sah ihm hinterher, erstaunt über seine letzten Worte. Victor Grindle galt tatsächlich gerade als Mann des Augenblicks, so wie Jack selbst, so könnte man es ausdrücken, der Mann der Stunde gewesen war. Von dem jüngeren Künstler sagte man, er habe sich im Schatten meines Freundes entwickelt, und ich fragte mich, ob der geheimnisvollen Abdankung des Älteren nicht ein Quäntchen Eifersucht innewohnte. Aber nein – denn erst nach diesem Ereignis hatte es in den Rose-Dubarry-farbenen¹ Wohnräumen damit angefangen, dass man dort seine «Grindles» vorführte.

Ich wandte mich Mrs. Gisburn zu, die sich erhoben hatte, um ihrem Spaniel im Speisezimmer ein Stück Zucker zu geben.

«Warum hat er die Malerei hingeworfen?», fragte ich unvermittelt.

Sie hob die Augenbrauen mit Anzeichen von amüsiertem Erstaunen.

«O nein, das hat er bis heute nicht, müssen Sie wissen, und ich möchte, dass er sich wohlfühlt», sagte sie in aller Einfachheit.

Ich sah mich in dem geräumigen, weiß getäfelten Raum mit den lindgrünen Vasen um, in denen sich die Farbtöne der blassen Damastvorhänge wiederholten, und mit seinen Pastellkreidezeichnungen aus dem 18. Jahrhundert in ihren leicht verblichenen Rahmen.

«Hat er auch seine Bilder verworfen? Ich habe nicht ein einziges in diesem Haus gesehen.»

Ein Anflug von Anspannung zog sich über Mrs. Gisburns offenes Gesicht. «Das liegt an seiner lächerlichen Bescheidenheit, wissen Sie. Er sagt, sie seien es nicht wert, sie um sich zu haben. Er hat sie alle weggeschafft bis auf eines – mein Porträt –, und das muss ich in der oberen Etage aufbewahren.»

Seine lächerliche Bescheidenheit – Jacks Bescheidenheit bezüglich seiner Bilder? Meine Neugierde wuchs ins Unermessliche. Beschwörend sagte ich zu meiner Gastgeberin: «Wissen Sie, ich muss unbedingt Ihr Porträt sehen.»

Sie schaute ein wenig ängstlich auf die Terrasse hinaus, wo ihr Mann,

¹ Ein Rosenrot, benannt nach der frz. Königsmätresse Madame Marie Jeanne Dubarry (1743–1793).

in einem überdachten Liegestuhl ruhend, sich eine Zigarre angezündet hatte und den russischen Jagdhund zwischen seinen Knien hielt.

«Na gut, kommen Sie, solange er nicht herschaut», sagte sie mit einem Lachen, mit dem sie ihre Nervosität zu verbergen suchte. Ich folgte ihr zwischen den marmornen Kaisern durch die Eingangshalle und über die breite Treppe mit den Terrakotta-Nymphen, die man auf jedem Treppenabsatz zwischen Blumen arrangiert hatte.

In der düstersten Ecke ihres Damenzimmers, inmitten einer Ansammlung von köstlichen und auserlesenen Objekten, hing eine der vertrauten ovalen Leinwände im unvermeidlichen blumentumkränzten Rahmen. Allein der Umriss des Rahmens brachte Gisburns gesamte Vergangenheit zurück!

Mrs. Gisburn zog die Vorhänge an den Fenstern zurück, schob eine Pflanzschale voll rosafarbener Azaleen zur Seite, rückte einen Sessel weg und sagte: «Wenn Sie sich hier hinstellen, können Sie es recht gut sehen. Ich hatte es über den Kamin gehängt, aber er wollte es dort nicht haben.»

Ja, ich konnte es tatsächlich recht gut sehen – das erste Porträt von Jacks Hand, das mir je unter die Augen gekommen war! Üblicherweise hatten sie einen Ehrenplatz inne, etwa im Zentrum der Wandtäfelung in einem blassgelben oder Rose-Dubarry-farbenen Salon oder auf einer monumentalen Staffelei, die so aufgestellt war, dass sie Licht durch die Vorhänge aus alter venezianischer Spitze bekam. Der weniger anspruchsvolle Platz erwies sich für das Gemälde als vorteilhaft. Nachdem meine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, kamen alle charakteristischen Eigenarten zum Vorschein – all die Zögerlichkeiten im Gewand von Kühnheiten, die Taschenspielertricks, mit denen er es schaffte, und zwar mit vollendeter Kunstfertigkeit, die Aufmerksamkeit vom eigentlichen Sinn und Zweck des Bildes auf irgendwelche hübschen, aber irrelevanten Details zu lenken. Mrs. Gisburn, die sich im Entstehen des Werks ein fassadenhaftes Aussehen gegeben hatte – und damit genau genommen unausweichlich den Hintergrund für ihr eigenes Bildnis bestimmte –, hatte sich in ungewöhnlich hohem Maße der Vorführung dieser falschen Virtuosität zur Verfügung gestellt. Das Gemälde war eines von Jacks «stärksten», wie seine Bewunderer es formuliert hätten – zeigte es doch kräftig hervortretende Muskeln,

sich abzeichnendes Geäder, ein Balancieren, Spreizen und Zusammenziehen, das an das komische Abmühen von Zirkusclowns beim Hochheben einer Feder erinnerte. Es erfüllte, kurz gesagt, in jeder Hinsicht das Verlangen einer hübschen Frau, als «stark» dargestellt zu werden, weil sie es leid war, «niedlich» gemalt zu werden – dabei jedoch nicht ein Quäntchen ihrer Lieblichkeit einzubüßen.

«Es ist das letzte Bild, das er gemalt hat, müssen Sie wissen», sagte Mrs. Gisburn mit verzeihlichem Stolz. «Das vorletzte», korrigierte sie sich, «aber das andere zählt nicht, weil er es zerstört hat.»

«Zerstört?» Ich wollte gerade auf dieses Stichwort eingehen, als ich Schritte hörte und Jack in der Tür stehen sah.

Wie er dort stand, die Hände in den Taschen seines samteneu Mantels, die Wellen dünnen braunen Haars aus der blassen Stirn zurückgekämmt, die hageren, sonnengebräunten Wangen durchzogen von Lachfalten, mit denen sich die Spitzen eines selbstbewusst zur Schau getragenen Schnauzbarts hoben, wurde mir klar, in welchem Maße er dieselbe Eigenschaft hatte wie seine Bilder – die Eigenschaft nämlich, klüger auszusehen, als er war.

Seine Frau sah missbilligend zu ihm hinüber, doch seine Augen wanderten an ihr vorbei zum Porträt.

«Mr. Rickham wollte es gerne sehen», sagte sie, als müsste sie sich entschuldigen. Er zuckte mit den Schultern und lächelte weiter.

«Oh, Rickham ist mir schon vor langer Zeit auf die Schliche gekommen», sagte er leichthin; und dann, indem er mich unterhakte: «Kommen Sie und sehen sich den Rest des Hauses an.»

Er zeigte es mir mit einer Art naivem Stolz des Vorstädters: die Badezimmer, die Sprechröhren, die Ankleidezimmer, die Pressen zum Hosenbügeln – all die komplizierten Vereinfachungen der Hauswirtschaft eines Millionärs. Und wann immer ich mit meinem Staunen den erwarteten Tribut zollte, reckte er ein wenig die Brust: «Seltsam, ich verstehe wirklich nicht, wie Leute ohne all das ihr Leben meistern können.»

Nun gut, es war genau das Ende, das man für ihn vorausgesehen haben könnte. Nur war er, durch all das und trotz alledem – was er aufgrund seiner Bilder und trotz dieser durchgemacht hatte –, so gut aussehend, so charmant, so entwaffnend, dass man am liebsten aus-

gerufen hätte: «Sei unzufrieden mit deinem Nichtstun!», so wie man einst am liebsten gesagt hätte: «Sei unzufrieden mit deinem Werk!»

Jedoch, mit diesem Ausruf auf den Lippen, wurde meine Diagnose einer unerwarteten Prüfung unterzogen.

«Dies ist mein eigener Schlupfwinkel», sagte er und führte mich am Ende der Besichtigung all der überladenen Zimmerfluchten in einen dunklen, schlichten Raum. Er war quadratisch, braun und ledern: nichts «Effektvolles»; kein Durcheinander, nichts, was den Anschein erweckte, wöchentlich in einem seiner Gemälde als Vorlage aufzutauschen – vor allem aber nicht das geringste Anzeichen dafür, jemals als Atelier genutzt worden zu sein.

Die Bestandsaufnahme brachte mir die Erkenntnis ein, dass Jacks Bruch mit dem alten Leben endgültig war.

«Klecksen Sie überhaupt nicht mehr mit Farbe herum?», fragte ich und suchte weiter nach irgendeiner Spur solcher Tätigkeit.

«Niemals», sagte er kurz und bündig.

«Auch kein Aquarell – oder eine Radierung?»

Sein selbstbewusster Blick trübte sich ein, und seine Wangen wurden unter ihrer schönen Sonnenbräune ein wenig blasser. «Denken Sie nicht an so was, lieber Freund, sondern sehen Sie mich so, als hätte ich niemals einen Pinsel in der Hand gehalten.»

Sein Ton machte mir blitzartig klar, dass er nie mehr einen Gedanken an etwas anderes verschwenden würde.

Ich entfernte mich, denn meine unerwartete Entdeckung verstörte mich tief; als ich mich umdrehte, fiel mein Blick auf ein kleines Bild über dem Kamin – den einzigen Gegenstand, der auf der schlichten Eichentäfelung des Raums hervorstach.

«Ich glaub' es nicht!», sagte ich.

Es war eine Skizze von einem Esel, einem alten, erschöpften Esel, der im Regen unter einer Mauer stand.

«Ich glaub's nicht – ein Stroud!», rief ich aus.

Er blieb stumm; ich spürte ihn dicht hinter mir, sein Atem ging etwas schneller.

«Welch ein Wunderwerk! Mit nur wenigen Strichen hingeworfen, aber in unvergänglicher Könnerschaft. Sie Glücklicher, wo haben Sie es her?»

Er antwortete bedächtig: «Mrs. Stroud hat es mir überlassen.»

«Ach so, ich wusste gar nicht, dass Sie die Strouds überhaupt kennen. Er war ein so unbeirrbarer Einsiedler.»

«Habe ich auch nicht – erst nach ... sie bat mich zu sich, um ihn zu malen, als er tot war.»

«Als er tot war? Sie?»

Ich hatte, als ich mich so überrascht zeigte, offensichtlich etwas zu viel Verwunderung durchblicken lassen, denn er antwortete mit einem missbilligenden Lachen: «Ja, wissen Sie, sie ist schrecklich einfältig, diese Mrs. Stroud. Ihr ganzes Bestreben war es, ihn von einem modischen Maler verewigen zu lassen – ach, armer Stroud! Sie hielt es für den sichersten Weg, seine Größe öffentlich kundzutun – sie einem kurzsichtigen Publikum aufzunötigen. Und zu jenem Zeitpunkt war ich der modische Maler.»

«Ach, armer Stroud – wie Sie schon sagten. War das seine Geschichte?»

«Das war seine Geschichte. Sie glaubte an ihn, glorifizierte ihn oder meinte zumindest, es zu tun. Aber sie konnte es nicht ertragen, nicht alle Salons auf ihrer Seite zu haben. Sie konnte die Tatsache nicht ertragen, dass man an ungetrübten Tagen immer nahe genug herantreten konnte, um seine Bilder zu betrachten. Arme Frau! Sie ist lediglich ein Fragment, das nach anderen Fragmenten Ausschau hält. Stroud ist der einzige Ganzgebliebene, den ich je kennengelernt habe.»

«Kennengelernt? Aber Sie sagten doch gerade ...»

Gisburn hatte ein sonderbares Lächeln in seinen Augen. «O ja, ich kannte ihn, und er kannte mich – jedoch erst nachdem er tot war.»

Instinktiv senkte ich meine Stimme. «Als sie nach Ihnen geschickt hat?»

«Ja, sie hatte überhaupt keinen Sinn für die Ironie. Sie wollte ihn rehabilitiert sehen, und zwar durch mich!»

Er lachte erneut und warf den Kopf zurück, um auf die Skizze von dem Esel zu blicken. «Es gab Tage, da konnte ich mir das Ding nicht ansehen – konnte mich ihm nicht aussetzen. Ich habe mich aber gezwungen, es hier aufzuhängen; und jetzt hat es mich geheilt – wirklich geheilt. Das ist der Grund, warum ich nicht mehr herumdilettiere, mein lieber Rickham, oder vielmehr, Stroud selbst ist der Grund.»

Zum ersten Mal verwandelte sich meine gefällige Neugier auf meinen Begleiter in den ernsthaften Wunsch, ihn besser zu verstehen. «Ich würde gern von Ihnen hören, wie es dazu gekommen ist», sagte ich.

Er stand da und schaute auf die Zeichnung, drehte dabei eine Zigarette zwischen seinen Fingern, die er vergessen hatte anzuzünden. Plötzlich wandte er sich zu mir um. «Ich würde Ihnen lieber erzählen – ich habe Sie nämlich immer im Verdacht gehabt, dass Sie meine Arbeiten nicht ausstehen konnten.»

Ich machte eine abwehrende Geste, die er mit einem freundlichen Schulterzucken zurückwies.

«Keinen Pfifferling habe ich darauf gegeben, solange ich an mich selbst geglaubt habe – doch jetzt ist es ein zusätzliches Band zwischen uns!» Er lachte leichthin, ohne Bitterkeit, und rückte einen der tiefen Sessel weiter vor. «Bitte sehr, machen Sie es sich bequem, und hier sind die Zigarren, wenn Sie mögen.»

Er platzierte sie neben meinem Ellenbogen und fuhr fort, im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er hin und wieder vor dem Bild stehen blieb. «Wie es dazu gekommen ist? Das kann ich Ihnen in fünf Minuten erzählen – und viel länger hat das Ganze tatsächlich nicht gedauert ... Jetzt kann ich mich gut daran erinnern, wie überrascht und erfreut ich war, als ich Mrs. Strouds Nachricht erhielt. Es stimmt, tief in meinem Inneren war ich immer davon überzeugt, dass es so einen wie ihn nicht noch einmal gab – nur war ich mit dem Strom geschwommen, hatte die üblichen Plattitüden über ihn nachgeplappert, bis ich halbwegs daran glaubte, dass er ein Gescheiterter war, einer von denen, die den Anschluss verpasst hatten. Meine Güte, und wie er den Anschluss verpasst hatte – denn er war gekommen, um zu bleiben! Der Rest von uns musste sich weiter vorwärtstreiben lassen oder untergehen, er aber schwebte über dem Hauptstrom – mit seiner unvergänglichen Könnerschaft, wie Sie es formuliert haben.

Nun gut, ich machte mich also auf den Weg zu dem Haus, war in der aufgewühltesten Stimmung – vor allem bewegt von dem Mitgefühl, der Herr vergebe es mir, über die gescheiterte Karriere des armen Stroud, die nun aber durch den Ruhm gekrönt werden sollte, dass ich ihn malte! Natürlich beabsichtigte ich, das Bild umsonst anzufertigen – das teilte ich Mrs. Stroud mit, als sie irgendetwas über ihre Armut zu stammeln

begann. Ich erinnere mich, dass ich mit einer großspurigen Bemerkung herausplatzte, die Ehre sei doch ganz auf meiner Seite – o ja, ich gab mich fürstlich, mein lieber Rickham! Ich posierte vor mir selbst wie eines meiner Modelle.

Dann wurde ich nach oben geleitet und mit ihm allein gelassen. Meine sämtlichen Utensilien hatte ich zuvor dorthin bringen lassen, nun musste ich nur die Staffelei aufstellen und an die Arbeit gehen. Er war erst seit vierundzwanzig Stunden tot, und er war ganz plötzlich gestorben, an einer Herzattacke, der kein körperliches Zerstörungswerk vorausgegangen war – sein Gesicht wirkte klar und unversehrt. Ich war ihm ein- oder zweimal begegnet, vor Jahren schon, und hatte ihn für unbedeutend und fragwürdig gehalten. Jetzt sah ich, dass er großartig war.

Zuerst war ich froh, empfand eine Art ästhetischer Befriedigung: war froh, Hand an ein solches «Sujet» legen zu dürfen. Dann begann seine befremdliche Lebensechtheit mich seltsam anzurühren – als ich die Umriss des Kopfes skizzierte, kam es mir vor, als würde er mich dabei beobachten. Auf diese Empfindung folgte der Gedanke: Wenn er mich beobachtete, was würde er zu meiner Arbeitsweise sagen? Meine Pinselstriche wurden zusehends unkontrollierter – ich fühlte mich fahrig und unsicher.

Einmal, als ich hochschaute, meinte ich ein Lächeln hinter seinem dichten, ergrauten Bart wahrzunehmen – als konnte er das Geheimnis und amüsierte sich darüber, es mir gegenüber für sich behalten zu haben. Das regte mich noch mehr auf. Das Geheimnis? Wieso, ich hatte ein Geheimnis, das zwanzigmal so gut war wie seines! Wild entschlossen stürzte ich mich auf die Leinwand und erprobte einige meiner bravourösen Kunstkniffe. Doch sie misslangen mir, sie zerbröselten. Ich erkannte, dass er nicht die effekthaschenden Partien betrachtete – darauf konnte ich seine Aufmerksamkeit nicht lenken; er hielt seine Augen auf die heiklen Stellen dazwischen gerichtet. Es waren genau solche, denen ich immer ausgewichen war oder die ich mit einer Schicht Farbe überdeckt hatte. Wie genau er meine Lügen durchschaute!

Ich blickte wieder auf, und dabei fiel mir die Zeichnung von dem Esel ins Auge, die an der Wand neben seinem Bett hing. Seine Frau erzählte mir später, es sei die letzte Sache gewesen, die er gemacht hatte – nur

eine Skizze, mit zittriger Hand hingeworfen, als er in Devonshire war, um sich von einer vorherigen Herzattacke zu erholen. Nur eine Skizze! Sie erzählt aber seine ganze Geschichte. Darin liegen Jahre geduldigen, verächtlichen Beharrens auf jedem Strich. Ein Mensch, der mit dem Strom geschwommen ist, kann niemals dieses machtvolle Sich-Stemmen gegen den Strom kennengelernt haben ...

Ich wandte mich erneut meiner Arbeit zu und machte einfach weiter damit, herumzustümpern und mich durchzuwursteln; dann sah ich noch einmal auf zu dem Esel. Ich erkannte, dass Stroud, wenn er den ersten Strich setzte, bereits wusste, wie das Bild am Ende aussehen würde. Er hatte sein Sujet in Besitz genommen, es verinnerlicht, es neu erschaffen. Wann war mir das bei einer meiner Sachen gelungen? Sie waren nicht aus mir heraus entstanden – ich hatte sie nur übernommen ...

Zum Henker, Rickham, mit diesem Gesicht, das mich beobachtete, konnte ich keinen weiteren Strich mehr setzen. Die schlichte Wahrheit lautete, dass ich nicht wusste, wohin ich ihn hätte setzen sollen – das hatte ich noch nie gewusst. Nur war es so, dass bei meinen Modellen und meinem Publikum ein effektvoller Farbspritzer diese Tatsache überdeckte – ich warf einfach Farbe in ihre Gesichter ... Ja, Farbe war das eine Medium, durch das diese toten Augen hindurchsehen konnten – direkt bis zu den schwankenden Fundamenten darunter. Kennen Sie das nicht auch, wenn man eine fremde Sprache spricht, und sei es noch so fließend, sagt man die meiste Zeit nicht, was man eigentlich sagen wollte, sondern nur das, was man sagen kann? Nun – genauso erging es mir beim Malen; und während er dort lag und mich beobachtete, stürzte das, was sie meine ‚Technik‘ nannten, wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Er machte sich nicht lustig, der arme Stroud, verstehen Sie? Er lag einfach still da und beobachtete, und aus seinem Mund unter dem grauen Bart meinte ich die Frage zu hören: ‚Sind Sie sicher zu wissen, wohin Sie das führt?‘

Wenn ich dieses Gesicht hätte malen können, mit dieser Frage auf den Lippen, hätte ich etwas Großartiges vollbracht. Die zweitgrößte Sache war, zu erkennen, dass ich es nicht konnte – und diese Gnade wurde mir zuteil. Aber ach, Rickham, gab es in diesem Augenblick irgendetwas auf Erden, das ich nicht dafür gegeben hätte, Stroud leben-

dig vor mir zu haben und ihn sagen zu hören: «Es ist nicht zu spät – ich werde Ihnen zeigen, wie das geht?»

Es war zu spät – und das selbst dann, wenn er noch am Leben wäre. Ich packte meine Utensilien ein, ging hinunter und sagte Mrs. Stroud Bescheid. Natürlich nannte ich ihr den wahren Grund nicht – es wäre Chinesisch für sie gewesen. Ich sagte einfach, ich könnte ihn nicht malen, ich wäre zu betroffen. Ihr gefiel diese Vorstellung recht gut – sie ist so romantisch veranlagt! Das nahm sie zum Anlass, mir den Esel zu schenken. Aber sie war schrecklich enttäuscht, das Porträt nicht zu bekommen – sie wünschte es sich so sehr von der Hand eines spektakulären Künstlers! Zuerst befürchtete ich, sie würde mich nicht aus der Sache rauslassen, und als ich nicht mehr weiterwusste, schlug ich ihr Grindle vor. Ja, ich war es, der Grindle ins Spiel brachte: Ich erzählte Mrs. Stroud, er wäre der «kommende Mann», und sie erzählte es anderen, und so wurde es schließlich wahr ... Er malte Stroud, ohne mit der Wimper zu zucken; und sie hängt das Bild zwischen die Arbeiten ihres Mannes ...»

Er ließ sich in den Sessel neben meinem fallen, lehnte den Kopf zurück und verschränkte die Arme über der Brust, dann schaute er hinauf zu dem Bild über dem Kaminsims. «Mir gefällt die Vorstellung, Stroud selbst hätte es mir überlassen, falls er in der Lage gewesen wäre, mir zu sagen, was er an jenem Tag gedacht hat.»

Und dann, als Antwort auf eine Frage, die ich fast unbewusst gestellt hatte – «Noch einmal von vorne anfangen?», brauste er auf. «Wo es die eine Sache gibt, die mich ihm irgendwie nahebringt, nämlich, dass ich genug wusste, um es aufzugeben?»

Er stand auf und legte mir lachend die Hand auf die Schulter. «Die Ironie an der Sache ist aber, dass ich noch immer male – seit Grindle es für mich macht! Die Strouds sind einzigartig, so was gibt es nur einmal – aber unsere Art von Kunst ist nicht auszurotten.»

Olha Julianiwna Kobyljanska

DIE BETTLERIN

Ein sonniger, warmer Vormittag im Juni.

Das Fenster meines künstlerisch eingerichteten Zimmers war weit geöffnet, ich saß davor am Schreibtisch.

Eine der allerschönsten, der allerwildesten Karpatenlandschaften breitete sich stolz vor meinem Fenster aus. Ein großmächtiger, pyramidenartiger, dicht bewaldeter Berg erhob sich zum Himmel. Daneben eine dunkle, enge Schlucht zwischen verschiedenartig bewaldeten Bergen und Felsen. Dazu das unaufhörliche Rauschen der Fichtenwälder, das an das Meer erinnerte, und viel, viel Sonne.

Überall möglichst viel Sonne.

Nie war mir das Waldesgrün so frisch, so kräftig erschienen; der wolkenlose, klare Himmel nie so blau, so mild. Ich war in diesem Anblick ganz verloren ...

Verloren! ...

Das sagt zu wenig.

Ich fühlte diese prachtvolle Schönheit der Natur in jeder Faser wieder; ich sog sie mit Blicken ein, ich berauschte mich an ihrem Dasein; dabei wusste ich auch, dass alle Kräfte, die meine Seele bildeten, sie geweckt, dass ihre, ganz allein ihre Liebe sie hervorgebracht hatte ...

Glücklich, der sie zu verstehen imstande ist.

Eine unbezähmbare Lust, heute eine lang gehegte Idee niederzuschreiben, bemächtigte sich meiner. Förmlich mit Gewalt wandte ich meine Blicke von der Natur ab und schickte mich an, die Gedanken zu sammeln. Sie ergeben sich, aber sie leisten auch Widerstand, sie zerstreuen sich, sie treiben Spott mit mir ... ich kann nicht!!

Unweit vom Haus – hundert Schritte ungefähr – sitzt seit dem frühesten Morgen eine Bettlerin und bittet die Vorbeigehenden um Almosen. Sie bettelt nicht, wie es solche Leute in der ihnen eigenen Art

tun. Sie singt auch nicht. Sie hat nicht einmal diesen Bettlerton, an den man bei Menschen dieser Art so sehr gewöhnt ist und der gerade nur so lange Rührung hervorruft, als man diese Geschöpfe vor sich sieht. Nein; auch den hat sie nicht. Sie wimmert. Immer von Anfang an im gleichen Tempo von den höchsten bis zu den niedrigsten Tönen. In der Mitte der Skala eine kaum merkbare Abweichung und hernach wieder: «Erbarmet euch der Unglücklichen, Gott wird's euch vergelten!»

Ich fühle dieses Wimmern am ganzen Körper, vom Scheitel bis zur Sohle. Ich versuche darauf nicht zu achten, ich stelle mich taub. Nicht möglich! – «Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch vergelten!»

Es war erpicht auf mich, es hatte es auf mich abgesehen, und ich hörte nervös auf dieses Wimmern, ja mit einer an Wahn grenzenden Lust. «Bravo! Bravo!» – flüstern meine Lippen in unbeschreiblichem Spott. – «Bravo!» – und bis aufs Blut gereizt, schleuderte ich die Feder auf den Tisch.

Vielleicht wird sie denn doch einmal aufhören!

Ich horche mit eingehaltenem Atem eine Minute, zwei, drei, und plötzlich: «Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch vergelten!»

Das konnte einen Menschen zur Verzweiflung treiben.

Ich stürze zum Fenster, um sie zu sehen. Mich drängt es, sie zu sehen! Dort! ...

Sie sitzt vor der Brücke, die zum Marktplatz führt, und wimmert. – Nun, man mag denken, was man will, eine Wohltat ist das Verbot des Bettelunwesens doch. In keiner einzigen Stadt existiert diese Strafe Gottes noch, obwohl auch dort Unterstützungen für sie vorhanden sind. Aber ich will allem eine Ende bereiten. Ich will ihr Geld hinschleudern, um sie zum Schweigen zu bringen, dass sie mindestens im Bettlerton bitten sollte, oder dass sie ... oder dass sie ... ach! dass sie verstumme! ...

«Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch vergelten!»

In mir wallt es auf, und ich lächelte hässlich.

Ich ergreife den Hut und laufe zu ihr hin.

Sie sitzt, das Profil der Seite zugewandt, von der ich herkam. Als sie meine Schritte hörte, schwieg sie. Diese ganze dünne, gebückte Gestalt,

das Haupt auf die Brust geneigt, nimmt plötzlich einen gespannten Ausdruck an. Ich mäßige meine Schritte, ich will sie ansehen. – Ein wachsgelbes, abgemagertes, aber jugendliches und ungewöhnlich ebenmäßiges Profil neigt sich auf die Brust. Den oberen Teil des Gesichts sehe ich noch nicht genau; der untere zeigt Spuren eines längst verglühten Schmerzes ...

Jetzt erhebt sie den Kopf – ich glaube, etwas zu hoch –, und ich sehe, dass sie blind, vollständig blind ist. Lange, schwarze Seidenwimpern beschatten die Augen ...

Mit Angst, mit einem plötzlichen Schrecken hielt ich die Blicke auf sie gerichtet und steckte schnell das Geld in ihre kleine, sonnenverbrannte Hand. Ihre blutlosen, melancholisch geschlossenen Lippen kräuseln sich wie zu einem Lächeln: «Gott segne euch, Herr! ... Gott segne euch vieltausendmal! Seit Sonnenaufgang, den ich nicht sehe und nie wieder sehen werde, sitze ich hier, und ihr seid der Erste, der sich meiner erbarmte. Gott segne euch!»

Ein unsäglich hässliches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt.

Ricarda Huch

DIE MAIWIESE

Da ich jetzt, nach zehn Jahren der Verbannung, beim Begräbnis des Prinzen Asche das alte Schloss wieder betrete, kommt mir die vergangene Zeit ins Gedächtnis, und ich finde keine Ruhe vor den Phantomen, die aus allen Winkeln zusammenfließen und mir nachschleichen. Die letzte Nacht, die ich in dem großen Spiegelsaale zubrachte, wo die Leiche des Prinzen aufgebahrt stand, lag mir eine liebliche, oder soll ich sagen traurige oder lächerliche Szene im Sinne, ich spreche nämlich von der Maiwiese. Aus den Fenstern, die der sommerlichen Wärme wegen offen standen, konnte ich sie zu einem großen Teile überblicken, ich sah die Trauerbirke, unter der die kleine Ulla lag und heimlich weinte, die Spitzen der schwarzen Zypressen, da wo Prinz Asche und Reine zusammen philosophierten, und die Kastanienallee, wo der arme Graf Leo steif in seinem Blute gefunden wurde. Die grüne Welt lag totenstill eingehüllt in die reine Bläue der Mondnacht und mahnte mich an den Garten des Paradieses, nachdem das erste Menschenpaar daraus vertrieben war. Anders sah der Park aus an jenem Maitage, im Geflimmer der Seide, unter Früchten und Blumen, überwogt von einem Äthermeere seligen Gelächters, und fast möchte ich es alles für einen Traum halten, wenn nicht durch das Blätterdickicht der genannten Allee die weiße Mauer des Findelhauses durchschiene, das jenen Aberwitz verewigt, zu dem ich selber Anlass gegeben habe. Folgendermaßen.

Dass Prinz Asche – für mich nämlich blieb er immer, wie als Kind, Prinz Asche – die Weltverbesserungssucht an sich hatte, war mir von jeher zuwider gewesen. Denn ich bin der Meinung, dass man die Leute in ihrem Schlamme soll sitzen lassen, nicht gerade damit sie darin ersticken, sondern damit sie sich selber herausarbeiten, wenn es ihnen endlich übel geworden ist. Wem würde es einfallen, Kröten in die gute reine Luft zwischen die Vögel zu werfen, da sie ja doch nur in ihren Dreck

wieder herunterplumpsen würden. Dagegen betrachtete Prinz Ashe die Welt als eine große Zwangs- und Verbesserungsanstalt, in welcher er der Oberaufseher wäre, und modelte in seinem Geiste beständig Mustereinrichtungen, eine Mustergesellschaft voll Mustermenschen, die er vermöge seiner einflussreichen Stellung nun auch in Szene zu setzen dachte. Man hätte ihn für einen Menschenfreund halten können, als was er selbst sich auch ansah, aber im Grunde konnte er die Menschen samt und sonders nicht leiden, sie waren ihm nur wert wie dem Schuster das Leder, woraus er die Stiefel anfertigen soll. Mich täuschte die junge Gestalt, die sich biegen konnte wie eine Zypresse im Winde, und das bescheidene Lächeln in seinem Herrengesichte nicht. Ja, ein Herrengesicht hatte er! Der ganze Hochmut eines seit Menschengedenken regierenden Geschlechtes war auf der unduldsamen Stirn und der vollen, weichlich und verächtlich gesenkten Unterlippe abgebildet, und war auch in seiner Seele, wenn er sich auch anders äußerte als bei seinen Ahnen. Denn seiner Geburt und seiner bevorzugten Stellung schämte er sich von Natur, und erst meine häufigen Vorträge über den Nutzen der Ansammlung gewisser Geschlechtseigenschaften und Sitten in einer kastenartigen Klasse hatten einen theoretischen Aristokratismus in ihm geweckt, sodass er sich über die unabsehbare Reihe seiner Vorfahren sogar auf drollige Weise freuen konnte. Und doch besaß er einen Stolz und eine Menschenverachtung! Es nahm mich oft wunder, dass seine Umgebung unter diesem eiskalten Hauche nicht zusammenschrumpfte und in unauffälliges Nichts zerbröckelte; aber es tat den Feiglingen sogar wohl, sich unter seiner Veredlungsrute zu winden. Vielleicht zauberte ihn das gerade so fest an Reine, meine Nichte, dass er ihres Geistes auf diese Weise nicht habhaft werden konnte. Denn einmal lag es in ihrer friedfertigen Natur, die Dinge, deren Mängel sie, unkritisch, wie sie war, nicht betrachtete, zu nehmen, wie sie sind; sie war immer mehr geneigt, Ja als Nein zu sagen. Dazu kam es, dass sie durch eine Verkettung von Umständen, die ich hier nicht zu berühren gedenke, jahrelang in Amerika gelebt hatte, wo man mit dem Fortschritte weniger Federlesen macht als bei uns, sodass ihr vieles, was hier für umstürzlerisch gilt, abgetragen und selbstverständlich vorkam. Dass er im Angesichte des Hofes Tee, Wasser oder Limonade statt Wein trank, in breiten, platten Reformschuhen einherging, vor Tage

mit seinem Zweirade die entsetzten Bürgersleute vor sich herfegte, war ihr kaum der Bemerkung wert; eher noch erschien ihr die Neuigkeitsucht als etwas Lächerliches, wenn nicht Plebejisches. Dadurch wurde Prinz Asche aufs Äußerste gereizt, sich selber mit staunenerregenden Verbesserungsplänen zu übertrumpfen, um sie von der Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Ideale zu überzeugen; indessen so viel er sich mit großen Reden aufregte, kam es nie zu einer ernstlichen Disputation, da Reine sich begnügte, gutmütig zu lächeln oder etwa einmal ein scherzendes Gegenwort einzuwerfen. Ein wenig Koketterie mag dabei im Spiele gewesen sein, aber die Bequemlichkeit war doch die Hauptsache. Man musste sie nur sehen, wenn sie wie eine Körper gewordene Wasserwelle in meinem großen violetten Sammetstuhl geschmiegt lag. Wenn sie sprach, und das liebte ich am meisten an ihr, war es, als ob einem schwere, goldene Honigtropfen über die Seele glitten. Überhaupt, welchen Zauber barg sie nicht in ihrem unergründlichen Gemüte? Sie wusste alles und schien nichts zu wissen, und wiederum schien sie allwissend, wo sie unwissend war.

Erst als er eines Tages durchsetzte, dass sie sich an den modernen Bewegungsspielen beteiligte, die er im Parke veranstaltete, bemerkte ich eine plötzliche Veränderung ihrer Stimmung gegen ihn. Es war aber auch eine Augenweide, Prinz Asche zuzusehen, wenn er lief, sprang, flog und seinen tannenschlanken Körper herüber- oder hinüberbeugte, um den fliegenden Bällen auszuweichen. Alle anderen erschienen plump neben ihm oder allzu zierlich. Einer oder der andere hätten einen vielleicht an Siegfried, das ungeschlachte Germanenkind, erinnern können, da er mit den Burgunderkönigen wettete und sie alle samt Hagen besiegte. Aber keinen außer Prinz Asche hätte man sich bei den Olympischen Spielen denken mögen. Achilles, den hurtigen Renner, oder mehr noch Hermes mit den geflügelten Füßen, den geschmeidigen, beredten, listvollen, den schien er mir in seiner gebildeten Schönheit darzustellen.

Die Frauen sahen jetzt nicht mehr bewundernd zu wie damals Kriemhild aus dem Fenster ihrer Kemenate, sondern tummelten sich munter mit den Männern, und es gefiel mir wohl, die feinen Gestalten in ihren losen Spielgewändern über das kurz geschnittene grüne Gras eilen zu sehen. Meine arme Reine war gegen die übrigen im Nachteil; denn sie war wohl hoch und schlank gewachsen, aber ohne große Körperkraft

und vor allen Dingen ohne Kenntnis der Spiele und gänzlich ungeübt, sodass sie nicht aus noch ein wusste unter den andern. Zwar war ihr Prinz Asche ritterlich zur Seite, aber seine feinen grauen Augen bemerkten gleich, was in ihr vorging, und er war klug genug, das Wachstum ihrer keimenden Liebe mit einem Dorn der Eifersucht anzustacheln. Deswegen beschäftigte er sich angelegentlicher, als er sonst zu tun pflegte, mit den andern Damen, vorzugsweise mit der kleinen Ulla, die er überhaupt als geschickte Partnerin bei den Spielen bevorzugte. Sie war nämlich nicht eben besonders graziös, aber so leicht und beweglich mit ihrem hageren Figürchen, dass sie wie ein Federbällchen in die Luft stieg und man meinen musste, die Wolken übten mehr Anziehungskraft auf sie aus als die Erde. Manchmal, wenn ich sie so sah, dachte ich: «Die geflügelten Fantasien, die sie in ihrem Kopfe hat, streben gegen den Himmel und tragen den gewichtlosen Körper mit.» Ihre braunen Augen nämlich sahen aus, als ob sie beständig nach innen auf schöne, fremdartige Dinge schauten, wovon sie aber nichts äußerte; trat einmal einer mit Fragen an sie heran, so begegneten ihm ihre Augen mit dem Blick eines scheuen Waldtieres, und sie fertigte ihn mit einer trotzigem Antwort ab. Im Grunde war das nichts als eine versteckte Bitte, man möchte sie fangen und zähmen, aber die Männer in ihrer Umgebung waren keine grünen Jägersleute mit Hifthorn und Fangseil, oder wenigstens, wenn sie jagen wollten, gingen sie hinaus in Wald und Heide, stellten den Damen der Halbwelt nach und hetzten sich zu Tode um eine grausame Sängerin; im Salon wollten sie keine Leidenschaften, sondern graziöses Aneinanderklingen gläserner Herzen, ohne dass ein Tropfen verschüttet würde. Das war das kleine Trauerspiel ihres Lebens, was aber eigentlich nicht zur Sache gehört, da ich nur von dem Prinzen und Reine sprechen wollte, die doch die Holdseligste von allen war. Sie trug ihren Kopf, als umspannte ihn das Diadem einer Prinzessin, und ging, als trügen Pagen ihre Schleppe. Wenn das zum Spiel auch eben nicht geeignet war, so war doch diese stolze Unbeholfenheit rührend, zumal sie sich ihrer innigst zu schämen schien.

Seit diesem Tage war es offenbar, dass Prinz Asche sterblich in meine Nichte verliebt war. Während sie in ihrer heiteren Kühle verharrte, hatte er zwar seinen stillen Eigensinn darauf gesetzt, sie sich zuzuwenden, und sich dabei auch genug erregt, war aber doch Meister

seiner selbst geblieben. Nun er ihre Zuneigung empfand, verlor er die Besinnung, das heißt auf seine Weise, sodass die Gedankenmühle in seinem Kopfe sich noch reißender drehte als gewöhnlich und durch das Geschwirr der Räder nicht ohne Lebensgefahr hindurchzukommen war. Zu verwundern war es freilich nicht, dass ihre Nähe ihn rasend machte. Ihre ganze Gestalt, von Kopf bis zu Füßen, schien in Zärtlichkeit gelöst zu sein, eine schmelzende Müdigkeit dämmerte in ihren Augen, auf ihren Lippen, in allen ihren Bewegungen, und sie mochte gehen oder stehen, tun oder sprechen, was sie wollte, es war immer, als neige sich ihr Körper ein wenig dahin, wo er war, unwillkürlich, wie gewisse Blumen es nach der Sonne zu tun pflegen. In dieser Zeit begab sich nun das, was eigentlich Veranlassung zur Maiwiese war, nämlich, dass ein junger Offizier, der bei Hofe wohlbeliebt gewesen war, sich mit einem Mädchen aus niedrigem Stande das Leben nahm, indem er erst sie und dann sich durch einen Revolverschuss tötete. Er hatte ihr wohl anfänglich in unreiner Absicht nachgestellt, sich dann ernstlich in sie verliebt und an der Möglichkeit verzweifelt, sie in Ehren zu der Seinigen zu machen. Hierüber wurde hin und her gesprochen, die Männer hielten ihn im Grunde für einen dummen Teufel, sprachen aber nur von der Unmöglichkeit glücklicher Ehen zwischen höheren und niedrigen Ständen; von den Frauen beklagten einige das Liebespaar, andere sahen das Ganze nur für verdammenswerte Hitze der Sinne an, und alle waren unsicher, weil sie gewohnt waren, das Lösungswort von Prinz Asche zu empfangen, der aber diesmal vermied, sich zu äußern. Da mir nun des Geredes zu viel wurde und ich ohnehin anfang, mir Sorgen zu machen, was aus dem Prinzen und Reine mit ihrer unüberlegten Verliebtheit werden sollte, nahm ich schließlich das Wort und sagte ein Langes und Breites über die Liebe, was alles in allem etwa auf Folgendes mag herausgekommen sein: Es ist mit der Liebe ungefähr wie mit den Nesseln, welche nur brennen, wenn man sie behutsam anfasst. Diese zahllosen Unglücksfälle, die die Liebe anstiftet, könnten gar wohl vermieden werden, wenn man erst eine vernünftige Ansicht von ihrem Wesen hätte und dann fest anpackte, ohne sich durch überspannte Empfindeleien stören zu lassen. Es gibt hysterische Frauen, die glauben, sie müssen sterben, wenn sie nicht augenblicklich Erdbeeren, Krebse oder Straußeneier zu essen bekommen, manche haben vollends

wahnsinnige Gelüste auf Papier, alte Nägel oder glühende Kohlen. Da ist kein anderer Rat, als sie mit den gewünschten Raritäten vollzustopfen, bis sie genug haben, und ebenso ist es mit der Liebe. Wie viele Herzen und Köpfe sind gebrochen worden, weil der Peter durchaus die Hanne haben wollte und nicht bekommen konnte. Hundert andere hätte er ohne Beschwerlichkeit haben können, aber er wollte die Hanne oder den Tod. Hätte man ihm die Hanne gegeben, würde er zweifellos bald eingesehen haben, dass es sich mit einer andern ebenso wohl oder besser leben ließe, ja vielleicht hätte er nach drei Tagen keinen Menschen so gehasst wie sie; denn es ist die Art der Liebe, gerade diejenigen aufeinander zu reizen, die geboren sind, einander das Leben zu vergällen. Was für ein Satan treibt die Menschen, sich aus den angenehmsten Lockungen der Natur eine Hölle zu machen? Anstatt dass die Liebe ein balsamisches Marmorbath wäre, in dem der staubige Leib sich kühlte, ist sie ein Kessel siedenden Öles, in dem er gesotten wird. Warum ist denn keine Wahl zwischen Unehrbarkeit oder Heirat? Ist es ein Verdienst, sich für sein ganzes Leben mit einer fremden Person zu behaften, um sie vielleicht zu martern oder sich von ihr martern zu lassen bis zum Grabe? Diejenigen, die sich einbilden, nicht ohne einander leben zu können, sollte man es doch gleich versuchen lassen. Man sollte wenigstens einmal im Jahre, im Mai etwa, wo das Blühen in der Ordnung ist, der Natur ihren Lauf lassen. Eine große Wiese wäre während einiger Tage allen Menschen zugänglich, wo sie sich unbekümmert ihrem Herzen hingeben und derselben Freiheit genießen dürften wie Schmetterlinge, Mücken und Käfer, die sich im Kelch einer Blume paaren. Hernach würde jeder wieder leichten Sinnes an seine Arbeit gehen und sein Liedchen pfeifen. Man soll doch davon ausgehen, dass die Liebe eine große Schelmin ist, die den Menschen ein schönes, buntes Bildchen hinhält, damit sie danach schauen und greifen, und sie unterdessen aus ihren Taschen holen kann, was ihr beliebt. Deswegen man auf der Hut sein und sie wiederum hintergehen sollte, anstatt sich von ihrem Eigennutz ausplündern zu lassen.

Von zwei Frauen erntete ich für diesen Mundvoll Dummheiten sogleich einen lebhaften Beifall, nämlich von der kleinen Ulla und von der Baronin Stephanie. Ja, ebendiese war die Erste, die das Wort «Maiwiese» aussprach und Entwürfe machte, wie es denn dabei gehalten

werden könnte. Ein feines Geschöpf war sie; wenn sie in den Saal trat, war es, als ob alle elektrischen Lampen sich von selbst erleuchteten, so hell wurde es mit einem Male. Wo ihr stattlicher Körper gewandelt war, stand das Gras nicht wieder auf; aber es war so viel Wohlwollen und Mütterlichkeit in dem Schritte, mit dem sie die kleinen Kräuter gleich völlig zu Tode trat! Sie war eine rechte Majestät, und wenn man sie als solche gelten ließ, immer bei guter Laune. Ihr Geist war wie ein kleiner Herkules, dessen Arme beständig darauf gespannt sind, einige Schlangen zu erwürgen.¹ Sie hätte ein Volk träger Barbaren zu zivilisieren haben sollen wie Katharina die Große.² Der arme Baron Leo, der nichts war als hübsch, tapfer, leichtsinnig und gutartig, gab ihr nichts zu tun; er war wie eine einzige Bohne in die Kaffeemühle einer Riesenküche geworfen. Aber lieb hatte sie ihn; und wenn sie, was sie öfters tat, leichtfertige und kaltherzige Reden führte, tat sie es eigentlich nur, um ihn zu bestrafen, dass er diesen äußerlichen Gebärden nicht glaubte und ihr Herz nicht besser kannte, das ihm in unweigerlicher Treue ergeben war. Was nun die Maiwiese betrifft, so traf dieser Anreiz damit zusammen, dass es eine kühne, abenteuerliche Unternehmung war, und sie konnte mich nicht genug wegen des staatsmännischen Einfalls loben. Die Liebe, sagte sie, spiele eine viel zu große Rolle im modernen Leben. Die Alten hätten einen viel freieren Geist gehabt, weil sie ihn nicht damit belastet hätten. Man müsse die Liebe auf eine gewisse Zeit beschränken, sich ausrasen, um hernach wieder unbehelligt zu sein. Dadurch würde viel Kraft für die Kulturarbeit gewonnen werden. Die Ehe müsse ja aus diesen und jenen Gründen bestehen bleiben, aber wenn man dem Geistgote diene, sollte man nicht vergessen, bisweilen auch den alten Naturgöttern zu opfern, damit sie nicht furchtbare Rache nähmen. Die kleine Ulla sagte nichts, aber in der Tiefe ihrer Augen konnte man die ganze Maiwiese blühen sehen, wo sanfte Gestalten mit feurigem Antlitz Arm in Arm geschlungen wandelten. Die Männer, denen nichts abging, da sie stets eine ehrbare Ehewelt und eine

1 Nach griech. Mythos sandte Hera als böse Stiefmutter dem neugeborenen Herkules zwei Schlangen, die ihn erwürgen sollten, doch der drehte den Spieß um.

2 Katharina II. (1729–1796), Kaiserin von Russland, sorgte im Rahmen der Gouvernementsreform für die innere Kolonialisierung des riesigen Zarenreichs.

andere voll dreister Freuden nebeneinander gehabt hatten, machten saure Mienen oder lächelten mitleidig und würdevoll. Womit sich das Gespräch im Sande verlaufen haben würde, wenn Prinz Asche nicht davon besessen worden wäre. Besessen war er in der Tat, und ich möchte den Heiligen sehen, der dieses Teufelaustreiben bewältigt hätte. Bis dahin hatte er sich über Frauen und Liebe wenig geäußert, oder denn mit einer anmutigen Pedanterie, denn er war reinlich von Gesinnung, ja beinahe zimperlich zu nennen. Da er nun doch seine Untertanen und nächste Umgebung in einem so wichtigen Punkte nicht unbelehrt lassen konnte, empfahl er kurzweg Heiratslust und Gattenliebe, brandmarkte jede Verletzung der Ehe als Blasphemie und bereitete sich selbst auf eine Musterehe vor, die er dem Volke vorbildlich darzustellen im Sinne hatte. Man hätte also füglich erwarten dürfen, dass er das Geschwätz von der Maiwiese gleich im Keime erstickte, wohingegen er still und in einiger Unruhe zuhörte, da augenscheinlich die Idee anfang, sich seines Geistes zu bemächtigen. Mehrere Tage lang durchkaute er sie ununterbrochen, bis sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen und seinem Kopfe angepasst war. Er hatte sie gewissermaßen zwischen das Räderwerk seines Gehirns geworfen, sie darin zermahlen und dann in einen Teig geknetet, den er für seine eigene Ausgeburt ansehen konnte. Keine Kunst, Überredung oder Gewalt hätte ihn mehr davon abbringen können, dass auf der Maiwiese ein Lebensbaum wachse voll mit Äpfeln, die den Schaden jenes ersten, als eine Art Gegengift, wiedergutmachen würden. Gemäß seiner Gründlichkeit studierte er alles, was über Fragen dieser Art jemals geschrieben worden war, und trat dann, mit umfassender Sachkenntnis gerüstet, predigend unter der Hofgesellschaft auf. Die meisten, da sie auf altrömische Strenge und Heilighaltung der Ehe eingeschult waren, hatten anfänglich Mühe, sich in den fröhlichen Naturdienst zu schicken, der ihnen plötzlich zugemutet wurde, und die Männer fühlten sich in ihrem frivolen Schlendrian viel zu behaglich, als dass sie sich zu der stolzen und kindlichen Unbefangenheit, die dem Prinzen vorschwebte, gleich ein Herz hätten fassen können. Indessen, weil sie gewohnt waren, sich ihr inneres Leben von ihm vorschreiben zu lassen, bildeten sie sich bald ein, für die Maiwiese zu schwärmen, und sammelten allmählich auch einen Sentenzenschatz, um die Notwendigkeit und den Nutzen dieser Einrichtung zu beweisen.

Eines Tages erschien denn wirklich, wie sich noch jedermann erinnern wird, in den öffentlichen Blättern eine fürstliche Verordnung, die Prinz Asche selbst verfasst hatte und worin er nach langen und breiten Erörterungen anzeigte, dass wie im Spätherbst ein Tag den Toten gewidmet sei, so im Mai drei Tage und drei Nächte den Liebenden frei sein sollten. Alt und jung, arm und reich, ledig, vermählt oder verwitwet wurde ermuntert, sich zu dieser Zeit in dem großen königlichen Parke einzufinden, der als Maiwiese instand gesetzt werden würde. Damit niemand Bedenken trüge, der Aufforderung Folge zu leisten, verkündete der Prinz am Schlusse, dass er selbst und sein Hof an dem allgemeinen Frühlingsfeste teilnehmen wolle.

Diese wohlmeinende Anordnung brachte anfangs nicht die erwartete Erschütterung hervor, denn unsere Bürger lasen sie wie eine besonders frech aufgeblasene Reklame oder anderen Zeitungshumbug, etwa mit dem Nebengedanken, dass die Narrheit der hohen Herrschaften nun einmal etwas Hergebrachtes und mit in den Kauf zu nehmen sei. Erst als allmählich durch Gespräche und Weitersagen die Wahrheit in ihrem vollen Umfange an den Tag kam, verbreitete sich ein panischer Schrecken, nicht anders als hätte es geheißsen, das Theater stehe in Flammen, oder die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Man hielt es für eine ausgemachte Sache, dass man einen tollgewordenen Prinzen auf dem Throne sitzen hatte, der jeden Augenblick mit einem neuen, mörderischen Aberwitz hervorbrechen könnte; was ja auch nicht unmöglich gewesen wäre. Einige wenige meinten, dass er nur ein schwacher Verführter sei, dem ein teuflischer Ratgeber, was denn auf mich ging, in die Ohren bliese. Es bildeten sich nun schleunigst mehrere Vereine zur Hebung der Sittlichkeit und Bekämpfung der Maiwiesen-Grundsätze, und man konnte zu jeder Zeit feste Männer mit Ernst und Wichtigkeit in die Wirtshäuser eilen sehen, wo die Versammlungen abgehalten wurden. Sie hielten Reden, welche von Gemeinplätzen strotzten, und beschmierten und begossen jeden Fetzen Papier mit ihrer faden, dünnfließenden, fettaugigen Moral, sodass ich mich nicht genug verwundern konnte, mit wie viel Dummheiten und Gemeinheiten sich eine vernünftige Sache verteidigen lässt. Das Ergebnis dieser Revolution war, dass eine Abordnung an Prinz Asche beschlossen wurde, um gegen die Maiwiese zu petitionieren. An der

Spitze derselben stand ein gewisser Kommerzienrat oder, wie ich ihn für mich nannte, Ober-Makkabäer³, dessen natürlicher Beruf es war, das Staatswesen zu retten. Bei dieser Beschäftigung hatte er sich ein heroisches Auftreten erworben, das ihn, der sonst ein runder, freundlicher Mann war, gewissermaßen auf einen Sockel hob. Er trat auch ganz unerschrocken in das Audienzzimmer, warf ein Auge voll ehrerbietigen Mitleidens auf den wahnsinnigen Fürsten, mit dem andern versuchte er mich, als dessen bösen Dämon und Umgarner, niederzublitzen. Ich hatte mir nämlich vom Prinzen erbeten, bei der Unterredung anwesend sein zu dürfen, und wirklich war es kein kleines Vergnügen, die beiden Widersacher einander gegenüber zu sehen, meinen schlanken Prinzen und den appetitlich blühenden Makkabäer. Prinz Asche mit dem kinderhaft unsicheren Lächeln, womit er unwillkürlich seine Majestät zu verhüllen und den zitternden Untertan sicher zu machen suchte, der andre breit und fest auf den Boden gegründet, die Brust bis oben voll von Gerechtigkeit und den edelsten Gesinnungen. Ohne Zaudern feuerte er seine Sache geläufig in stolzierenden Ausdrücken, wie eine Salve von Bomben und Granaten, auf den Prinzen ab, der aber aufrecht vor seinen Gegnern stehen blieb, ein feiner, stolzer Sonnenstrahl, den solche plumpen Geschosse nicht treffen können. Als er nun seinerseits anfang zu sprechen und die scharfen, schneidenden Worte wie lauter Pfeile von seinen hochmütigen Lippen schnellte, öffnete der Volksmann seine Augen weit und suchte die Worte, wie wenn ihm mit einem Male das ganze Abc aus dem Kopfe gefallen wäre. Überhaupt konnte man bald bemerken, dass unter seiner strahlenden Oberfläche eine unbewusste Unruhe bebte, es könne ihm etwa so gehen wie Alladins Schwiegervater, der eines Morgens, als er ans Fenster trat, wahrnehmen musste, dass das ganze Prachtschloss und Glücksgebäude, das er gegenüber zu sehen gewohnt war, über Nacht verschwunden war. Wenn ihn ein Einwurf aus dem Zusammenhang seines Redens brachte, sah er aus, als ob er soeben entlarvt und überführt wäre, alle seine Orden, Titel und Ämter erschwindelt zu haben, doch gab er sich nach kurzer Pause jedes Mal wieder einen Schwung und wiederholte dasselbe, was er vorher gesagt hatte, was die hinter ihm aufgestellten Männer, als

3 Rädelsführer einer jüd. Revolte gegen das Seleukidenreich (1 und 2 Makk).

ihnen vertraut und verständlich, mit beifälligem Murmeln zu begleiten pflegten. In dieser Weise steigerte sich der Zweikampf, bis Prinz Asche einen Haupttrumpf auszuspielen dachte, indem er sagte, er hoffe, dass die gewährte Freiheit dem schändlichen Handel mit Liebe, der unsre Kultur befleckte, ein Ende machen werde. Ob sie nicht lieber wollten, fragte er, dass ihre Söhne ihre jungen, brausenden Gefühle mit einem guten liebenden Mädchen teilten, als dass sie sie erstickten und vergifteten in den Häusern des Lasters. Dieser Angriff auf die Heiligkeit des Bestehenden wirkte aber gerade umgekehrt, als der Prinz erwartet hatte, indem er den Makkabäern ihre ganze Überzeugung und Zuversicht zurückgab: Der Kommerzienrat nahm eine Haltung an, als stände er vor dem Herde seines Hauses voll Hausgötter, Laren und Manen⁴ und erwartete den ruchlosen Feind. Prinz Asche aber, der bis dahin im Grunde nur mit sich und den andern etwas Theater gespielt hatte, geriet nun in echten Zorn und wurde dadurch erst recht gewaltig und furchtbar, so wie Dietrich von Bern⁵ seiner Gegner unweigerlich Herr wurde, wenn ihm der Atem in Flammen aus dem Munde zu schlagen anfang. Je weniger er gewohnt war, stark und hinreißend zu empfinden, desto lieber wärmte er sich an dem göttlichen Wutfeuer in seinem Innern und stand seinen Widersachern so gesund, stolz, glücklich, ernsthaft und herrlich gegenüber, dass er mich an die Davide und St. George erinnerte, wie sie die Künstler der Renaissance bildeten, fromme Heilige mit antiken Leibern, jungen und schönen.

Entschieden wurde der Streit zwar dadurch nicht, aber die Folge war, dass die beiden Feinde einander lieb gewannen, in der Weise, dass der Kommerzienrat sich mit der Anhänglichkeit eines geprügelten Hundes an den Prinzen klammerte und dieser nicht lassen konnte, an dessen formlosem und weichlichem Seelenteige zu kneten und zu modeln. Dass alles beim Alten und jeder bei seinen Ansichten verblieb, machte den Prinzen nicht irre, vielmehr fühlte er sich durch die Bearbeitung dieses feucht-elastischen Leimes so angenehm beschäftigt, dass er die ganze Maiwiese als eine beiläufig zu behandelnde Nebensache anzusehen anfang. Auf Anfrage der Bürgerschaft, ob der Besuch der Maiwiese nur

4 Bei den Römern die Seelen verstorbener Ahnen, als Schutzgeister verehrt.

5 Dt. Sagengestalt des Hochmittelalters.

solchen gestattet sei, die sich ausdrücklich zu freier Liebe verpflichteten, erklärte der Prinz, auch die Gegner seien willkommen, sofern sie nur nicht die Anhänger in ihrer Festfreude störten, ja um jedes Ärgernis zu vermeiden, sollte einer jeden Partei die Hälfte des Parkes eingeräumt werden. Durch diese Teilung gewann es den Anschein, als handle es sich eigentlich nur noch darum, welches Vergnügungskomitee das stattliche Fest zuwege bringen würde, und die beiden Häupter suchten sich durch die unerhörtesten Veranstaltungen auszustechen, wobei sie sich so gebärdeten und auch ersichtlich so vorkamen wie bedächtige Personen, die eine sehr vernünftige und wichtige Sache zum Besten des Volkes ausführen.

Seinen Grundsätzen gemäß traf nun der Prinz die Verordnung, dass auf der Maiwiese weder Wein noch Bier noch andere Spirituosen sollten getrunken werden dürfen, da die Tage zwar der Liebe, keineswegs aber der Genusssucht sollten gewidmet sein. Diese Anordnung erneuerte den Aufruhr in verdoppeltem Grade und ließ die freie Liebe vollends in den Hintergrund treten. In zahllosen Audienzen beschwor der Kommerzienrat den Prinzen, dem Volke nicht die Säulen unter dem Leibe wegzuziehen, auf denen sein Glück ruhe, ihm nicht die Quellen zu verstopfen, woraus es sich Labung schöpfe; worauf der Prinz empfahl, man solle sich an edlen Gesprächen erquicken und mit Betrachtung von Kunstwerken entzünden; worauf der Kommerzienrat wiederum den Prinzen anflehte, kein Antiochos oder Kambyzes zu sein,⁶ der das Volk seiner heiligsten Güter beraubt, und sich an seinem Jammer zu weiden. (Seit welcher Zeit ich den Kommerzienrat für mich den Ober-Makkabäer benannt habe.) Das Ende war, dass der Prinz diesem bewilligte, sich mit den Seinigen auf ihrer Maiwiese in Gottes Namen zu Tode zu trinken, welche Botschaft, als ein Funken unter die Menge geworfen, sich in wenigen Minuten zu einem unermesslichen Freudenfeuer ausdehnte. Wie ein beliebter Schauspieler nach einer Erstaufführung den frenetischen Beifall des Publikums mit feinem Lächeln und einer lässigen Handbewegung auf den im Hintergrunde sich krümmenden Dichter

6 Der Seleukidenherrscher Antiochos IV. Epiphanes (215–165 v. Chr.) quittierte einen Putschversuch der jüd. Hohepriester mit scharfen Vergeltungsmaßnahmen, der legendenhafte Perserkönig Kambyzes II. (um 558–522 v. Chr.) ging als grausamer und hinterlistiger Tyrann in die Geschichte ein.

ablenkt, wies der Kommerzienrat, als ihn die Huldigungen der Menge umbrausten, auf die Gnade des Prinzen hin, welcher eigentlich alles zu verdanken sei. Dies bewirkte einiges Hochrufen auf den Prinzen, und man kann wohl sagen, dass nunmehr alle, abgesehen von wenigen Weisen, die als Duckmäuser und Feiglinge verlacht wurden, sich auf die Maiwiese wie auf einen noch nie da gewesenen Glückszauber freuten.

Wahr ist, dass es eine rechte Maiwonne war, als ich an jenem Morgen mit dem Prinzen und Reine durch den Park ging, um alles in Augenschein zu nehmen. Auf dem glatten, goldgrünen Rasen waren seidene Zelte aufgespannt, die aussahen wie ganz aufgeblühte Rosen oder Päonien; weiße, erdbeerfarbene, burgunderrote und andere mit großen springenden Mustern, auch golddurchwirkte, die sich in dem durchdringenden Sonnenschein aufzulösen schienen. Da es in dem nach englischer Art angelegten Garten keine Blumen gab, stand dieser künstliche Flor ihm wohl an, und wenn das Auge sich so recht davon vollgetrunken hatte, wanderte es gern über den gleichförmigen Rasen, der, von braunen Wegen durchschlängelt, sich unabsehbar verbreitete. Hier und da verdunkelten ihn dickes Gebüsch und einzeln stehende Pappeln, Eichen und Linden, deren umfangreiche Zweige dicht über dem Grase schwebten und einen kreisförmigen Schatten darauf warfen. Aber man muss denken, dass viele Bäume blühten; denn es war der erste Mai. Ich besinne mich auf einen Haselnussstrauch, der ganz voller Blüten hing, gelbwillige, die man Schäfchen heißt. Und da Reine, während wir stehen blieben, um es zu betrachten, einen Zweig davon brechen wollte, stäubte von dem erschütterten Stamme eine Wolke leichten Goldes in die Luft und über sie hin. Ich sagte: «Bäumchen rüttel dich, Bäumchen schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich!» Da ich mich des allbekannten Märchens⁷ erinnerte und sie in ihrer Schlankheit und träumerischen Glückseligkeit so lieblich unter dem Frühlingsbaume stand, dass der Prinz in diesem Augenblick sein ganzes Fürstentum wie einen Pfifferling unter die Füße getreten hätte, wenn sie dafür die Seine geworden wäre. Wenigstens ich sah, dass er es sich einbildete.

Um die Mittagszeit fing eine unermessliche Menge Volks an hinauszuströmen. Etwas später, als es kühler wurde, kam ein Häuflein Ge-

7 Aschenputtel.

sinnungstüchtiger, die durch ein entrüstetes Davonrauschen beim Einbruch der Dämmerung ihre Missbilligung bekannt machen wollten. Gerade um diese Zeit traf der Hof ein.

Die Abteilung der Makkabäer hatte etwas von Schützenfesten und Vogelwiesen: Gläsergeklirr, Gedröhn von Männerstimmen und Weibergekicher durchdrangen sich mit Bierdunst und Fettgerüchen zu einem üblen Gemenge. Nicht unmalerisch waren die lustig züngelnden Feuerstellen zu sehen, an denen rot bestrahlte festliche Mädchen geschäftig waren mit Rösten und Braten. Diese Plätze waren ganz umlagert von jungen Männern, die ihre Bierfässer dahin gewälzt hatten und verliebte Scherze machten; in einem Hühnerhof oder Gänsekäfig hätte das Schnattern und Gackern nicht ärger sein können. Es gab auch einige bretterne Tanzplätze, wo Musikbanden gefühlvolle Walzer und wilde Galoppaden spielten. An einem mit dicken Girlanden bekränzten Tische saß der Kommerzienrat, fest und glühend wie ein Leuchtturm, und flocht eine Rede an die andere mit Schlagwörtern von Bürgertugend, wahrer Liebe und Sittlichkeit, die sich wie platzende Feuerkometen in majestätischen Bogen weit über den Festplatz schlangen. Ich glaubte so deutlich ein Kränzlein kichernder Amoretten über seinem Haupte tanzen zu sehen, irrlichterähnlich das Auge täuschend, dass es mir schien, als ob auch die jungen Leute, wenn sie kamen, um mit dem Redner die Gläser anzuklingen, dorthin blickten und verstohlen lächelten.

Als ich von meinem Besuche bei den Makkabäern nach der eigentlichen Maiwiese zurückkehrte, da es gegen Mitternacht sein mochte, war es dort ganz still. Ich konnte deutlich das Rascheln der seidnen Frauenkleider hören, die langsam über das kurze Gras schleppten, denn einige müde Paare gingen noch schweigend auf und ab. Aus den Zelten, die in der anhauchenden Nachtluft zu atmen schienen, hörte ich im Vorübergehen ein unbeschreibliches Rauschen und Knistern tönen, ein unkörperliches Geräusch, möchte ich sagen, wie von Küssen und Champagnerschäumen; die Herren hatten nämlich einige Sektflaschen eingeschmuggelt, die in verstohlenem Übermut getrunken wurden. Sie konnten sicher sein, von dem Prinzen nicht ertappt zu werden. Unter den Zypressen, wo eine hohe Pyramide von Orangen aufgeschichtet war, wie denn überall Haufen der köstlichsten Früchte mit Blumen be-

deckt sich befanden, die jetzt zum Teil umgeworfen und über den Rasen zerstreut waren, saß er neben Reine, der man es eben nicht ansah, dass ihr die ganze Maiwiesentheorie ein Gräuel war. In dem Augenblick, als ich auf die Lichtung trat, die von einer elektrischen Lampe hell gemacht wurde, sah ich, wie sie dem Prinzen in der geöffneten Hand eine Orange hinhielt, deren Schale in Form eines Sternes geschnitten war, und ihn dabei mit Augen und Lippen lächelnd und lockend ansah. Wie ihr Gesicht in der elektrischen Beleuchtung sehr weiß erschien, wirkten ihre Lippen dagegen mit unnatürlicher Röte; der ganze zarte Leib mahnte mich an einen hohen venezianischen Glaskelch, in dem eine Flamme brennt, die ihn im nächsten Augenblicke zerspringen machen kann. Ja, als ob er schon anfinde, in der Glut zu schmelzen, neigte er sich zitternd zu dem Prinzen hinüber. Sie schienen mir in dieser Stellung ein eigenartiges, modernes Bild von Adam und Eva darzustellen. Wie ich mich nun langsam näherte, um ihnen diesen Einfall mitzuteilen, konnte ich den Inhalt ihres Gespräches vernehmen; denn der Prinz war gerade bei Wiederholung einer seiner Reden über die freie Liebe, die mir von mehrmaligem Zuhören schon ganz geläufig war. Die Stelle lautete ungefähr so: Es ist in der Natur des Menschen, dass der Anblick eines jeden Exemplares des entgegengesetzten Geschlechtes zur Liebe reizen kann. Jeder kann jede lieben, wenn die Umstände günstig sind. Die Natur konnte sich nicht deutlicher gegen das monogamische Prinzip aussprechen. Es ist das Gesetz der Trägheit, das die Ehe hat entstehen lassen. Man gewöhnt sich an die Person, die einem täglich dieselben Sinneseindrücke erneuert. Gibt es aber etwas Niedrigeres als die Gewohnheit? Worauf ich Reine antworten hörte: «Es ist auch Gewohnheit, dass die Erde sich um die Sonne dreht und der Mond um die Erde», bei welchen Worten sie sich unterbrach, da sie meiner gewahr geworden war, um mir zu winken. Ich hielt es aber für besser, weiterzugehen, denn ich sah dem Prinzen von Weitem an, wie überreizt er war, wenn er auch dasaß wie aus Eisen gemacht, und wusste, es würde ihm unlieb sein, sich beobachtet zu fühlen. Seit seiner Kindheit war es sein Leiden gewesen, dass er sich nicht äußern konnte, wie ihm denn auch das Weinen versagt zu sein schien. Dabei hatte er nichts von einem Stoiker an sich, vielmehr hatte seine Seele beim kleinsten Schmerzreize Lust zu weinen, und seinen Augen war ein gewisser, tränengieriger

Ausdruck eigen, der einem bis ins Eingeweide ging. Mit eben solchen verschmachteteten, frierenden Augen hatte er Reine angesehen, während er wie ein Schulmeister vor ihr saß und streng wachte, dass keiner ihrer sehnsüchtigen Gedanken aus dem Schulkäfig ins Freie flog.

Nachher habe ich noch Folgendes gesehen: Die Baronin Stephanie, die noch fortglänzte, als Mond und Sterne schon untergegangen waren, stolz und lustverbreitend auf einer Moosbank saß wie auf einem damastenen Sessel und den Herren, die um sie herumstanden, eine mit Humor und Schärfe gewürzte Rede hielt, warum aus der Maiwiese nichts Rechtes hätte werden können. Denn wie es schien, hatte sie es sich doch anders vorgestellt. «Ihr habt zu lange mit der Natur gebuhlt», sagte sie, «als dass ihr sie noch lieben könntet. Wenn der liebe Gott plötzlich an vier goldenen Fäden das Paradies in unsere Kultur hinabließe, es würde keiner hineingehen als ein paar kleine Kinder, ein paar verträumte Mädchen und überzählige Greise.» Dann fand ich die kleine Ulla. Sie lag unter einer Trauerbirke, die ganz vereinzelt, wie ein sentimentales Bildchen aus alter Zeit, auf einer Rasenfläche stand, recht gemacht, dass zärtliche Kinder ein totes Vögelchen darunter begruben. Nicht viel anders lag sie auch da, außer, dass sie an den lang herabhängenden Zweigen zupfte, sodass der klagende Baum wirklich seine grünen Arme über ihr zu neigen schien. Wie ein Kind kam sie mir vor, das sich beim Spiel allzu gut versteckt hat, sodass die andern müde wurden, es zu suchen, und es nun allein bleibt, während die Kameraden draußen sich tummeln und lachen.

Nicht weit von dieser Birke ist die Kastanienallee, von der ich gesprochen habe. Sie grenzte an den Festplatz der Makkabäer und dehnte sich, still, dunkel und verlassen wie ein Nirwana zwischen Himmel und Erde. Als ich dem Baron Leo dort begegnete, schien er mir auch gar nicht ein Mensch mit Blut und Leben zu sein, sondern ein armer, zu ewiger Unruhe verdammt Geist. Ich schob meinen Arm unter seinen, suchte seinen Schritt zu zügeln und erzählte ihm, dass ich soeben seine Frau gesehen hätte, wobei ich so von ihr sprach, wie es mir geeignet schien, um seine Eifersucht vor ihm selber lächerlich zu machen. Übrigens glaube ich, dass er weniger selbst Zweifel in ihre Treue setzte, als unter dem Bewusstsein litt, dass in andern ein solcher Zweifel sein könne, der auf keine Weise zu widerlegen war, da sie nun einmal die

Maiwiese besucht hatte. Diese Schwäche und Eitelkeit an ihm wahrzunehmen, machte mich ungeduldig, und ich ließ ihn in seiner hilflosen Verzweiflung allein, wo er sich bald hernach erschossen haben mag; denn früh am Morgen, als die Gärtner in den Park kamen, fanden sie seinen Leichnam schon ganz erstarrt. Nun war die Maiwiese voll von dunkeln, hässlichen Blutflecken, und niemand bei Hofe sprach mehr davon, geschweige denn, dass jemand sich hingetraut hätte. Besonders als die Dunkelheit kam, schien ein übel machender Mordgeruch davon in die Höhe zu steigen und durch alle Ritzen und Fugen in das Schloss einzudringen. Es war infolgedessen das seltsamste Schauspiel, das ich mich erinnere, gesehen zu haben, wie das tolle Fest nun weiterging, weil der Prinz den Mut nicht hatte oder nicht daran dachte, den Besuch des Parkes für die folgenden zwei Tage und Nächte, die einmal anberaumt waren, zu verbieten. Es mag sein, dass sich die Bürgerschaft im Ganzen ebenso fernhielt wie der Hof und dass es allerhand verzweifeltes Gesindel und kecke Abenteurer waren, die, die Umstände benützend, den verödeten Park überschwemmt. Denn am Tage blieb es totenstill, bei Nacht hingegen raste die tolle Ausgelassenheit über den ganzen Platz ohne Unterschied, wie es nicht wilder und fantastischer sein könnte, wenn die Toten aus den Gräbern kämen, um sich in einer Mitternacht für die Bitterkeit des Totseins zu entschädigen. Prinz Asche saß bei geschlossenen Fenstern, ohne ein Wort über das, was er empfand, zu äußern, wie er denn überhaupt seit der Maiwiese gegen keinen Menschen mehr aus dem Innern heraus gesprochen hat. Dies darf ich wohl glauben, da ich von jeher der Einzige gewesen war, vor dem er sich ganz gehen ließ, soweit er es nämlich konnte. Er fuhr äußerlich fort, so zu leben, wie er gewohnt war, spielte sogar seine Ball- und Laufspiele im Parke, aber er schien mir kein lebendiger Organismus mehr zu sein, sondern eine künstliche Figur, und eine solche, in der die Federn schlaff geworden sind. Es war mir deshalb erwünscht, dass der Prinz mich bat, die Residenz zu verlassen, was wohl weniger geschah, um das Volk in seiner Meinung zu bestärken, als ob ich der Anstifter der Maiwiese gewesen wäre, als weil er nicht durch mich an Reine, meine Nichte, erinnert sein wollte. Bei dieser Gelegenheit, da er wie in früheren Zeiten spätabends in mein Zimmer kam, um mir seinen Willen mitzuteilen, schien es mir einen Augenblick, als wolle sich mir sein Herz auftun.

Aber es schloss sich wieder zu, ohne dass ich einen Versuch machte, ihm zu Hilfe zu kommen, ich weiß nicht, warum.

Als er klein war, pflegte er seinen gemessenen Fürstenschritt, den er schon früh angenommen hatte, wenn er ihm nicht von Natur eigen war, zu beschleunigen, wenn er den langen Gang hinunter in mein Studierzimmer kam, sodass er im vollen Laufe bei der Tür anlangte. Von dieser Gewohnheit war ihm so viel geblieben, dass ich den charakteristischen Rhythmus selbst in den letzten Tagen, wo er müde und verwischt herauskam, doch noch erkannt hatte. Damals klang er mir die ganze Nacht in den Ohren; denn ich hatte lange gehorcht, ob der Prinz nicht wiederkäme, wie er so viele Male getan hatte, um mir einen letzten und allerletzten Einfall mitzuteilen. Aber ich habe ihn lebend nicht wieder gesehen.

Kurz ehe ich die Residenz verließ, hat sich das ereignet, was mich eigentlich bewog, diese Erinnerung niederzuschreiben. Es wurde nämlich, bei grauendem Morgen, in warme Tücher eingewickelt, ein kleines, augenscheinlich neugeborenes Kind im Parke gefunden, und da man näher zusah, zeigte es sich, dass eine ganze Anzahl über der großen Fläche verstreut war, gerade als ob über Nacht ein Schnee von kleinen Menschenseelen gefallen wäre. Es war Februar, ein Tag, wie es solche im Vorfrühling gibt, ebenso wonnig wie traurig, über den unabsehbaren Wiesen schwebte eine dunstige Feuchtigkeit und umschleierte die braunen Gerippe der Bäume. Die Lauheit der tauigen Luft schien zum Blühen locken zu wollen, aber die Erde ließ sich die Liebkosung wehmütig gefallen, ohne ihr glauben zu können. Es blühte noch nichts ringsumher als diese winzigen Wesen, die wie verfrühte, zitternde Anemonen oder Schneeglöckchen unter den Bäumen lagen, einige ganz still, andere wimmernd wie junge Kätzchen. Da natürlich keine Möglichkeit war, der leichtfertigen und listigen Eltern habhaft zu werden, und Prinz Asche sich für die Sprösslinge der Mainacht verantwortlich fühlen mochte, stiftete er den Teil des Parkes, wo die Makkabäer ihr Fest gefeiert hatten, zu einem Findelhause, das sich jetzt inmitten eines weiten Gartens stattlich erhebt. Durch das eiserne Gitter hindurch habe ich die kleinen Namenlosen gesehen, wie sie lustig über ihren grünen Rasen flatterten und mit silbernen Kinderstimmen jauchzten und schrien.

